

# Die Neue Welt

Nr. 1

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1901

## Am Wege sterben.

Roman von F. J. David.

1.  
Eine trübe und neblige Dämmerung war über Wien eingebrochen. Schwer und plöblich, wie ein milder Vogel in's Nest stürzt und es mit seinen Flügeln ganz beschattet. Der große Amtspalast in der Himmelfortgasse war schon im Schweigen. Nur in der Einfahrt stand noch der Thürhüter, eingemummelt in seinen sehr würdigen Pelz, und unterhielt sich in slavischer Sprache mit einem jungen Beamten. Dann grüßten die Beiden aneinander mit aller Höflichkeit, und der Portier sah dem Herrn nach, bis der Novembernebel ihm den Bändernden entzog. Erst dann kehrte er sich zu seiner Loge und nickte beifällig mit dem Kopfe. Das hatte etwas zu bedeuten: Es war die Anerkennung der Fähigkeiten seines Landsmannes und zugleich der Art, wie dieser sich und seine Gaben zu verpacken suchte. Ein Urtheil stand ihm unbedingt zu; denn wer so lange mindestens in der Vorhalle im Amt und Wirtzen steht, der weiß wohl Bescheid, auf welcher Weise man zu ihnen gelangt.

Es war gegen halb Fünf am Nachmittag. Der Dampf der Straßen quoll um Herrn Karl Stara. Das war nicht ungemüthlich, vielmehr erschienen die Klänge dadurch heinlich und begrenzt. Es war ein lautes Gedränge auf ihnen. Alle Gesichter hatten einen frischen Schein, denn man spürte sich, und der erste Novemberrost prickelte in dem Wehen, das sich manchmal stoßweise erhob. Er ging bedacht und genickend, was es zu sehen gab, wie Einer, der sich nach der Arbeit seine Erholung gönnt. Im Schreiten stieß er eigenhändig die Kniee vor, als müßte er mit ihnen etwas Hinderliches, die Falten seines Weiberrockes etwa, entfernen. Sein Haupt war leicht geneigt, halb in Demuth, halb in Gewohnheit. Er war ein hübscher Mann, sehr blond, sehr kräftig, mit dem sprossenden, jugendlichen Bart am Kinn und Lippe, und von jenem Schlage, welcher reisenden Frauen Eindruck macht. Häufig grüßte er; an jeder Straßenkreuzung säumte er, wie um Vornehmern den Vortritt zu lassen. Seine Augen waren überall, und manchmal beim Anblicke eines hübschen und breiten Mädchens, wie sie sich um diese Tageszeit zahlreich umtrieben, glommt es in ihnen eigenhändig frisch und begehrlieh und wissend auf.

So schritt er die Stadt mit ihren grauen, finsternen und abwehrenden Häusern durch. Er kam zum Schottenthor, wo das Leben just am stärksten fluthete. Ein Doppelstrom: der Stadt zu und wieder von ihr aus nach den Vororten. Schon wurden die Laternen angezündet. Zu seiner Linken, noch eingerüstet wie ein Ungeheuer, das sich im Neze einer unerhörten Spinne verfangen, stand der Miesbau der Universität. Ein blander Block, den man aufzuziehen

begonnen, hing in halber Höhe und leuchtete kräftig und gespenstig durch das Spätlicht. Am Allgemeinen Krankenhaus kam er vorüber. Die Studenten drängten eben heraus, und es war ein lautes Leben als in der Stadt und ein Zuziehen von einer Seite der Straße auf die andere. Er achtete wenig darauf, zog nur manchmal den Hut und machte seinen Weg fort. Nur wenn er Pärchen vor sich wandeln sah, übermüthig wie Schuljungen nach der Haft, schlenkernd vor Bergmügen mit den Händen, trotz allen Bestrebens, ernsthaft und gefest zu erscheinen und mit einem zwitschernden Jubel in jedem Worte des Mädchens, auch dem gleichgültigsten, so quoll ein starker Neid in seinem Inneren auf.

„Servus, Stara!“

Die Stimme war ihm bekannt, Klang unmittelbar neben ihm. Er blieb stehen. Aus einer Seitengasse kam ein Mann auf ihn zu. Etwa in seinem Alter; nur war Alles an ihm dürftig. Er war schmählich, mit einem dünnen zerzausten Barte und einer komischen, sehr schmalen und gerötheten Nase. Er hatte den Ueberzieher — es wurde dabei Herrn Stara in seinem Winterrocke doppelt behaglich und warm — sorglich um etwas geschlagen, das er in der Hand trug.

„Servus, Förster! Wohin?“

„Ich zieh' eben aus,“ entgegnete Rattmund Förster. Er sprach lispelnd und ein wenig schleifend.

„Und was schleppst Du mit Dir?“

Förster lästete vorsichtig den Ueberzieher. In einem grünen Vogelbauer saß ein Fint, und wie der gelbe Strahl einer Straßenlaterne auf ihr fiel, so schlug er die schwarzen Augen auf und zwitscherte heinlich. „Den nehm' ich mit. Meine Sachen hat die Zimmerfrau. Den hat sie nicht behalten wollen. Das mücht' ihr noch fehlen, sagt' sie, nämlich keinen Zins und so ein Vieh, das Einen noch obendrein arm frißt. Was weiß sie, was das für ein kostbarer Vogel ist? Und damit er sich nicht verfühlen thut, weil er warm gewöhnt ist, so hab' ich ihn eingepackt und will sehen, wo ich ein paar Nächte bleiben kann, bis ich mir wieder so viel schaffen thur', daß ich mir ein Zimmer nehmen kann.“

„Sammt dem Vogel?“

Förster wurde erregt. Er kicherte heiser. Dann, die frostigen Hände reibend, den Käfig unter'm Arm: „Du, das ist ein feiner Schläger. Ein Reizput. Der hat einmal bei uns in Hohenolbersdorf den Preis unter allen Weberinken gewonnen, wo doch blinde darunter waren. Und wenn er anfängt zu schlagen, so seh' ich Hohenolbersdorf und die Wälder und die Berg', immer höher und höher, und Alles

ist grün, und das thut mir so gut in den Augen. Das mußt Du doch einseh'n, wenn Du nur überhaupt ein Gemüth hast in Dir. Das-Bissel Futter? Ob ich für zwei Kreuzer im Tag mehr ess' oder nicht. Das ist doch gleich.“ Er kicherte wieder.

„Du mußt Dich aber untschan'n, wo Du bleiben willst,“ lenkte Stara ab. „Es wird spät. Zu wem willst Du eigentlich?“

„Ich denk', der Beherl nimmt mich wieder für die paar Tag'. Er steht gerade mit seiner Hausfrau gut und sie erlaubt's ihm.“

„Also Servus! S' mir“

„Ich denk', der Beherl nimmt mich wieder für die paar Tag'. Er steht gerade mit seiner Hausfrau gut und sie erlaubt's ihm.“

„Ich denk', der Beherl nimmt mich wieder für die paar Tag'. Er steht gerade mit seiner Hausfrau gut und sie erlaubt's ihm.“

Es war nah' an der Wasser Linde, damals noch bestand, wo sie leben. Herr Stara bog ab und ein leichtes Lächeln überlegenen Mitleids und der Mißachtung lag um seinen Mund. So ein unpraktischer Durst! Obdachlos und schleppt sich noch mit einem Finten! Da war er doch klüger; und das Glück, das ihm nun seit zwei Jahren getreu war, kam ihm so recht zum Bewußtsein. Und in solchen Gedanken und sich schon im Vorhinein seiner angenehmen, durchwärmten Stube freuend, kam er vor das Haus, darin er wohnte. Es stand in einer stillen Seitengasse. Rings darum waren schon Zinshäuser ragend und prozig zur Höhe geschossen und tiefen es noch gedrückt und mansehnlicher erscheinen. Aber viele Zettelchen flatterten am Hanssthor und deuteten auf Armut und beträchtliche Zahl der Einwohner. Herr Stara trat in den tiefen und schmalen Hof, in dessen Mitte ein einschichtiger, recht jämmerlicher Baum stand. Ein vergitterter und schwebender Gang lief in der Höhe, und zahlreiche Stiegen führten dazu. Er stieg die knarrenden Stufen hinan. Etwa im halben Stockwerk wollte ein kaum flüggeltes Mädchen an ihm vorüber. Trotz der Dunkelheit, der ein Dellämpchen am Stiegenfuß wenig anhatte, erkannte er es, wie es sich so an ihm vorbeidrücken wollte, faßt' es um die Hüfte, kniff es in die Wangen. Sie schlug erregt nach seiner Hand, riß sich los, tummelte sich desto mehr. Hinter ihr, die schon am Herd stand und ihn mit braunen, zornigen Augen autrogte, betrat er grüßend die Küche, welche der Wittwe Beil und ihrer Tochter zur Wohnung diente. „Ein Brief für mich, Frau Beil?“

„Ja, es sind zwei, ich hab' das eine Receptisse unterschreiben müssen.“

Die Studierlampe war schon entzündet. Es war klar, daß Herr Stara als Mann der Ordnung und bewußten Strebens seine sehr bestimmten Stunden einhielt. Er nahm den Brief, warf nur einen Blick nach der Aufschrift von einer ungelanten

Vand, öffnete den Umschlag und entnahm ihm ein zusammengelegtes Papier, das er in seiner Brieftasche verwahrt. Das Schreiben selber faltete er gedankenlos zu Fäbibusen, langte nach seiner Pfeife und steckte sie damit in Brand. Den anderen Brief von einer hübschen, schlanken Frauenhand küßte er und hob ihn auf. Etwas gemacht Verzücktes war dabei auf seinem Gesicht, und wieder etwas ängstlich Bedrückendes, als er ihn nochmals vornahm und Wort bei Wort studierte. Noch einmal rief er: „Mein!“ Das Mädchen erschien und blieb argwöhnisch und spungbereit an der Schwelle. Er gab ihm einen gleichgültigen Auftrag, nur weil es ihn ergötzte, wie ungern und wie unwillig das junge Geschöpf immer seine Stube betrat oder seinen Auftrag erfüllte. Denn sie mochte ihn nicht; aber er zahlte pünktlich und blieb auch in den Ferien in Wien — seltene Eigenschaften in diesen ärmeren Quartieren der Stadt, welche mindestens Frau Weil nach Gebühr zu schätzen wußte. Dann legte er sich auf sein grünes Sopha, schlug sein Corpus juris auf und begann rauhend zu studieren. Er that das, einen eigenthümlichen salomischen Singang vor sich hinstimmend, den er noch auf dem Gymnasium von einem gelehrten Juden erlernt, und mit beständigem Neigen des Oberkörpers. Es sagte nämlich nur, was sich irgend mit der Musik in Verbindung bringen ließ. Mitten in der Arbeit aber ließ er sein Buch sinken, und wieder erschien jenes fatale Lächeln auf seinem Gesichte. „Noch zwei Jahre,“ dachte er für sich. „Und das wird ein famos hübsches Mädchen.“

Es war ganz still in dem weitläufigen Gebäude. Nur die Hohlen auf dem Gange knarzten manchmal oder ein Fenster flirrte und ächzte. Einmal that sich die Thür auf, und an Herrn Stara's Fenster vorbei glitt ein flinker Schatten. Er wußte wohl, von wem der herüber, und recht friedliche Gedanken waren dabei in ihm; er wußte selbst, wohin die kleine Reji gehn sollte. Noch einmal knarrte die Thür. Reji, wo ist denn wieder? Klang es schrill durch die Stube. Das war die Stimme der Reji oder die eines anderen, der sie selbst für einen Kupfer Stara. Und so, tend aus der Küche ein kleines Weinen drang, in seinen Gedanken halb bei seinem Buch, halb anderwärts, wo es angenehmer weilen war, und während der Theetasse heimelnd eine zischende, sprudelnde Note in seinen eigenen Singang hineinsummte, verbrachte Herr Stara einen guten Theil seines Abends. Denn er war ein pariser Mann und liebte die Händlichkeit.

2

Stara und mittellos war Herr Karl Stara aus der mährischen Slovakei in die fremde und große Stadt gekommen, nach der es ihn ahnend gezogen. Er hatte feierliche Empfehlung, nicht einmal die besonders ansehnliche Zeugnisse; feierliche Geben, nur die ihm die Natur mit auf den Weg gegeben; eine hübsche Erscheinung und eine angenehme und wohlgerückte Stimme, einen Bariton, der im Sprechen wie beim Gesange gleich schwachlich erklang. Und er war musikalisch; das konnten ihm nicht einmal seine Feinde wehnen. Es wenig eigentümlich in seinem Leben Gemüth war, so viel lag darin, wenn er vor dem Klavier saß oder geigte. Denn es gab kaum ein Instrument, auf dem er es nicht zu einer gewissen Fertigkeit gebracht. Und unmissbar empfand er wirklich.

Derlei aber konnten viele. Und so galt es denn einen langen und mühsamen Weg, ehe er's auch nur so weit gebracht, als er nun stand. Demüthig gingen es darauf von jener Seite, die Niemanden besser machen. Es galt sich hüten, sich hüten vor das Ständchen Brot, das so vielleicht aus einer Pfunde zu holen war. Er lebte geraume Zeit von den wenigen Gulden, die ihm seine Mutter, eine arme Handwerkerin aus Klatsch, schenken konnte. Sie sammelte immer so sorgfältig dabei. Und dann — was war das für ein Geschick, das sie schick! Es ging ihm auf die Kerben. Er schämte sich wie ein junger Tag, an welchem der Reji geschick ihm

und seinen Angehörigen ihm zuerst zum Bewußtsein gekommen war. Aus der Schule war er gegangen. Und über den ganzen weiten und sonnigen Anblick herüber hörte er ihr schrilles „Karlitichku!“ sah sie mit dem schredlichen, bunten Kopftuch, die fliegenden, knisternden Röcke geharrt über den hohen Möhrenstiefeln auf sich losstürzen. Das gute, alte Gesicht sah er nicht, während er in den Boden hätte sinken mögen vor seinen Kameraden. So etwas! Den man ohnehin nicht so recht mochte, weil er sich mit den Lehrern unter jeder Bedingung verhalten mußte, in seiner Armuth und seinen schwachen Anlagen, dem man es gerne spöttisch am Zeuge stückte, wo immer es ging. Er war so froh, als jede Verbindung, bis auf die der monatlichen Unterstützungen, aufhörte. Diese aber forderte er und als sein Recht, selbst dann noch, als er ihrer nicht mehr bedurfte. Daß er dadurch seine Mutter in Heimlichkeiten verstrickte, seine Geschwister benachtheiligte, galt ihm gleich, wenn es ihm überhaupt zum Bewußtsein kam. Wer zu Hause saß, der hatte es immer besser, denn er, der so grausam in die Fremde gestoßen worden war. Wenn man so garnichts für ihn thun wollte, wozu hatte man ihn denn überhaupt für's Studiren bestimmt? Für ein anderes freilich, als dem er sich nun zugewendet. Aber schon der erste Weg, den man für ihn ausgesucht, war der seiner Wahl nicht gewesen. Ein Unrecht war an ihm begangen worden, da man ihn höheren Zwecken zugewandt, ein Unrecht, das nun nicht mehr gut zu machen war. Sollten sie denn mit darunter leiden! Und Bauernjammer, wie er aus den Briefen seiner Mutter sprach? Du lieber Gott, das Volk lamentirt einmal immer! Das konnte er, etwas in Hof oder Feld war niemals so gerathen, wie es sollte. Wer fragte, wie oft es ihm verpagelt war?

Er hatte niemals leicht gelernt oder begriffen. Auch dieser eigenthümlichen Wiener Boden verstand er schwer und spät. Er paßte sich ihm nach Kräften an. Aus dem Karel ward ein Karl, der Accent im Paternamen verschwand; den Slaven konnt' er darum nicht verlernen; ja, er suchte nach Landsleuten, die einander hier gern finden und sich wie aus einer geheimen Bruderschaft fördern, sich heben wie in einer Kette, die beim Amtsbienner beginnt, um über den Hofrath hinaus zu reichen. Zur Schau tragen wollte er seine Nationalität nicht auch noch in Neugierlichkeiten. Er hungerte viel in dieser ersten Zeit. Er lernte die Schrecken der Obdachlosigkeit kennen. Und der Stolz gegen die zu Hause wuchs mit seiner Hilflosigkeit, in der er Jeden beneidete, der an der alten Kaiserstraße nach Wstetn saß und in Ruhe seine Steine schlug. Glücke ihm nur etwas, so sollten sie's schon sehen! Keinen von ihnen wollt' er kenne, keinen...

Er hatte wieder einmal die Wohnung wechseln müssen. Auf der Suche kam er in ein eleganteres Viertel, als ihm gewohnt war, der meist nur vor der Linie gehaut. Ein Zimmer war angeschlagen. Er besah sich argwöhnisch das Gebäude, das ihm viel zu vornehm erschien. Mit dem Muth der Verzweiflung fragte er sich an. Was konnt' ihm geschehen? Eine alltägliche, aber immerhin noch leidliche Frau empfing ihn. Sie war sehr gesprächig. Eigentlich hätte sie's nicht nötig, zu vernünftigen. Aber — sie liebe die Jugend. Denn sie stünde allein und konnte ganz gemächlich von ihren Renten leben. Aber — sie hätte immer eine Zuneigung für Studenten gehabt. Sie sind doch Student?

Herr Stara war sehr lustig. Ja, Student der Rechte. Sie lächelte eigen, führte ihn in der Wohnung herum. Ein prächtiger Flügel stand da. Seine Augen leuchteten auf. Ob er musikalisch sei? Ja, sehr. Dann möcht' er sie etwas hören lassen. Er spielte. Sie horchte zu. Dann: „Ein Künstler sind Sie doch! Ein wahrer Künstler! Und wenn Sie bei mir wohnen werden und Sie bezeichnen sich musikalisch, und wir werden des Handels einig, so können Sie sich überall zu Hause fühlen und nach Ihrem Gefallen üben. Denn ich liebe die Kunst und die Studenten. Und ich dulde nur keine Unordnung und keine Viechheiten in meinem Hause. Denn ich mag etwas auf meinen Ruf halten, weil ich eine einsame Wittwe bin.“

Er nahm sich ein Herz und fragte nach der Miete. Sie nannte die Summe, und er erschrak. Sie merkte das wohl, lächelte wieder eigen und griff ihn mütterlich an das Kinn. Wenn wir nur des Handels einig werden. Wissen S., sagte sie sehr gebehrt.

Eine Flamme schoß ihm in's Gesicht. Sie wurden des Handels einig. Und Herr Stara meinte geraume Zeit, er lebe im Himmelreiche. Denn es war Fülle da und Ordnung. Sie war nicht eben knauserig und ließ ihm nichts abgehen. Und wenn sie sonst genaue Rechenschaft von ihm forderte, ihn bebormundete und die Herrin heraustrückte — so sehr zartfühlend war er nicht. Und durfte sie's nicht? Nach dem, was sie für ihn that? Welches Glück! Wie im Paradiese! dachte er oft in seinen frommen Stunden, deren ihm aus alter Erziehung immer wieder welche kamen.

Es war auch eine Eva, die ihn daraus brachte. Ein neues Dienstmädchen war in's Haus gekommen. Eine engste Landsmämin; jung, hübsch und frisch. Und sie kannte sogar seine Leute, denn sie war kaum eine Stunde von ihm zu Hause, und sie hörte ihm so gerne zu, wenn er Klavier spielte, und als er ihr einmal über's Gesicht strich, da schmeigte sie die Wange förmlich in seine Hand. Und er wußte somit Alles. Er wußte wohl, welches Wagnis er damit angehe. Denn in dem Punkte, er durfte nicht zweifeln daran, verstand seine sonst so glütige Gönnerin keinen Scherz. Und er kannte das Glend genau genug, um sich zu fürchten davor. Aber es gab so viel Gelegenheit. Und man konnt' einander kaum mehr ausweichen, nachdem man sich zuerst gezeigt, daß man sich finden wollte. Und Jugend strebt zu Jugend.

Ausgetrieben — denn die Wittve hielt Wort und verzog es nicht, „daß man ihr Vertrauen und ihr Dach so mißbraucht hatte“ — zogen sie eine Weile gemeinsam um. Es war ein schüchternes Wirthechaften. Sie wusch und arbeitete sonst für Leute; er wußte mit sich durchaus nichts anzufangen. (Wesentlich fand er, dass er sich nicht so sehr selbstschaffen, die zum Heurigen und in Nachtkloaken aufspielen. Was man damit gewant, das braucht er eben für sich selber. Das Stille Leben, das er so kennen lernte, hält' ihm so übel nicht gefallen. Freilich eiferte das Mädchen maßlos mit ihm schaft ihn einen Haberdummen. Das ertrug er. Die Sehnsucht nach jener Fülle und Ordnung aber, die er einmal kennen gelernt, verließ ihn nicht mehr. Ähnliches wiederzufinden, war sein erstes Ideal in dieser Stadt. Es wollte sich durchaus nicht schiden, obzwar er sich's keine Mühe und kein Herumhorchen verbrießen ließ.

Endlich ließen die Beiden auseinander. Sie, müde dieser Freiheit, stand wieder in Dienst ein. Er trieb sich einsam um. Und ein ingrinniger Haß gegen diese Stadt, die ihm die Außenwelt aller ihrer Schönheiten, die Möglichkeit jedes, auch des feinsten und kostbarsten Genusses wies, ohne daß etwas davon auf sein Theil kam, wuchs in seiner Seele und vergiftete sie völlig. Er mußte zu seinem Theil daran kommen, wollte nicht wie ein ausgestößener Hund an der Schwelle dieser Paläste sterben. Dies war sein unerträglichster Vorfall. Inzageheim aber-fühlte er, wie die Feigheit des thatenlosen und von manchem Fehlschlag ermüdeten Menschen in ihm saß und ihn lähmte. Er trug sein Leben, wie man eine unerträgliche Fessel trägt; nur der stumpfe Fatalismus ließ es ihn dulden und die graue Hoffnung auf einen Umschwung.

Der kam. Kam gerade durch jenes Dienstmädchen, das ihn aus seinem Himmelreich gerissen. Sie begegneten einander zufällig. Und wie sie ihn, abgerissen und heruntergekommen, wieder sah, da erwachte das natürliche Mitleiden in ihr. Gutmüthig und weitschweifig erzählte sie ihm, wie gut sie's getroffen habe. Bei einem kaiserlichen Beamten — Portier in einem Ministerium! „Ich bitt' Dich, Karlitichku! Freilich — viel Arbeit! Sehr viel Arbeit! Aber — sie war so gut wie Frau. Denn die Frau war krank — zum Auslöschen. Und der Herr — das war ein hübscher Mann, groß, mit einem langen Vollbart — so lang!“ sie zeigte es,

„und mit einem Pelz — ein ganzes Dorf konnte man kaufen für so einen Pelz. Fehlbibel war er gewesen: Denk' nur, Karlitschu! Fehlbibel. Und er sah sie ganz gerne, und wenn die Fran erst starb, so konnte man nicht wissen, was geschah, nein, gar nichts konnte man wissen. Und sie bliebe dann erst recht im Ganse, das habe ihr der Herr schon gesagt. Wenn er wolle, so sagt sie dem Herrn ein Wort und er nimmt ihn als Lehrer für seinen Bub. Nur freilich — die alten Dummheiten müßten ein Ende haben. Das werde er doch einsehen, daß sie ein Glück, wie das ihr nun blühe, nicht um seinerwillen auf's Spiel setzen würde. Also — willst Flug sein, Karlitschu?“

(Fortsetzung folgt.)

## Bab und der Babismus.

Von A. Demmer.

Asien ist die Mutter der großen Weltreligionen der Gegenwart; hier, im südwestlichen Theile dieses Erdtheils sind sie alle drei geboren: dem Boden Vorderindiens ist der Buddhismus entsprungen, der Zahl seiner Anhänger nach die mächtigste unter den drei, in Palästina ist auf der Grundlage des Judenthums das Christenthum erwachsen, und bei den Beduinen Arabiens ist der Mohammedanismus in die Erscheinung getreten. Diese drei Religionen sind nun schon so lange nebeneinander hergegangen, ohne sich einem neuen Bewerber um den Rang einer Welt-, einer Menschheitsreligion gegenüber zu finden (ist doch selbst das jüngste der in Betracht kommenden drei Bekenntnisse, der Islam, schon einige dreizehn Jahrhunderte alt), daß der Gedanke nahe liegt, die Zeit für Neubildungen auf religiösem Gebiete sei endgültig vorbei, auch in Asien sei es im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung dahin gediehen, daß die religionserzeugende Kraft erstorben, kein Bedürfnis nach einer neuen Religion mehr vorhanden sei. Der Gedanke läge nahe, wäre aber aller Wahrscheinlichkeit nach, in dieser Allgemeinheit ausgesprochen, ein schwerer Irrthum. Denn eben die neueste Zeit hat dem alten geschichtlichen Boden Vorderasiens eine religiöse Bewegung entsprochen sehen, die, nach den bisherigen Proben ihrer Kraft und Lebensfähigkeit zu urtheilen, für mehr gelten muß, als eine bloße vorübergehende Sekte, wie der Islam deren so viele hervorgebracht hat, die sehr wahrscheinlich berufen ist, wenigstens für einen Theil Vorderasiens die Rolle eines mächtig vorantreibenden Faktors auf religiösem, wie auf allen anderen Gebieten des Volkslebens zu spielen. Obwohl diese neue Religion — wenn man also von einer solchen sprechen darf — erst eine Vergangenheit von nicht viel mehr als fünf Jahrzehnten hinter sich hat, so ist sie doch von Seiten der bestehenden Gewalten, die sie in ihren Interessen, in ihrer Existenz bedroht, solcher Verfolgungen gewürdigt worden; daß sie bereits über eine inhaltreiche Geschichte voll dramatischen Interesses verfügt. Von diesem letzten Punkte aber und von der anzunehmenden Bedeutung unserer neuen Religion für die zukünftigen Geschichte eines wichtigen Theiles von Vorderasien abgesehen, verdient die in Betracht kommende Bewegung auch noch aus einem weiteren Grunde besonderes Interesse. Die Anfänge der drei großen Weltreligionen sind theils infolge gänzlichen Mangels zuverlässiger Berichte, theils infolge Ueberwucherns des sagenhaften und wunderbaren Elements in ein mehr oder weniger großes Dunkel gehüllt. Daß es zur Lichtung dieses Dunkels sehr dienlich sein muß, wenn man den Vorgang, wie eine Religion entsteht, einmal beim hellen Tageslicht der Geschichte beobachten kann, liegt natürlich auf der Hand, und so steht die Sache im vorliegenden Falle.

Die Heimath der Religion, deren Werdegang im Folgenden erzählt werden soll, ist Persien. Es ist das nicht das erste Mal, daß hier eine Religion entsteht. Persien entspringt der Zend-Avesta, der die Lehre des Zarathustra oder Zoroaster enthält. Diese Religion, deren dogmatischer Kernpunkt die Aufstellung zweier Prinzipien ist, eines Guten, ver-

körpert in Ormuzd, und eines Bösen, verkörpert in Ahriman, herrschte in Persien zur Zeit der alten Achämenidenkönige, zur Zeit der Parther und zur Zeit der Sassaniden, während sie heutzutage nur von einem ganz geringfügigen Bruchtheil der Bevölkerung bekant ist. Sie blühte endgültig ihre Herrschaft ein zur nämlichen Zeit, als Persiens nationale Selbstständigkeit auf Jahrhunderte hinaus verloren ging. Vor den begeisterten Kämpfern des Islam, in denen Eroberungslust und religiöser Fanatismus merkwürdig gemischt waren, brach auch die nicht geringe Widerstandskraft der Perser in der vierjährigen Schlacht von Kadefia (März 635) zusammen, und während Fran von den Arabern politisch unterworfen, dem Kalifenreiche angegliedert wurde, mußten die Perser sich dazu bequemen, den Glauben ihrer Besieger anzunehmen. Es blieb aber in Persien das Streben nach Wiedergewinnung der verlorenen staatlichen Unabhängigkeit, und fand seinen ersten Ausdruck in der Loslösung der Perser von dem rechtgläubigen, sunnitischen Bekenntniß der übrigen Muselmänner zu einer besonderen, der sogenannten schiitischen Richtung im Islam. Daß der Gegensatz zwischen Schiiten und Sunniten in dem nationalen Widerstreit zwischen Persern und Arabern seine ursprüngliche Begründung findet, hat schon ein mohammedanischer Schriftsteller Spaniens im ersten Jahrhundert ganz wohl eingesehen. „Der Grund“, sagt Ibn Chafem, „weshalb diese Sekten sich aus der Gemeinde des Islam auschieden, war folgender: Die Perser besaßen früher ein ausgedehntes Reich und große Macht über alle Völker, sowie ein solches Selbstbewußtsein, daß sie alle anderen Nationen als ihre Sklaven ansahen. Als nun ihre Macht zusammenbrach und zwar durch die Hände der Araber, welche sie als die letzte der Nationen zu betrachten gewöhnt waren, erbitterte sie dies in hohem Grade, und sie fühlten die Schmach doppelt schwer. Sie nahmen zu wiederholten Malen den Kampf gegen den Islam auf, aber jedes Mal ließ Gott die gerechte Sache siegen... Aber sie sahen, daß die List am besten ihrem Zweck diene. Sie traten in großer Zahl zum Islam über. Indem sie eine große Verehrung für die Familie des Propheten an den Tag legten und das gegen Ali begangene Unrecht in den schwärzesten Farben malten, gewannen sie das Vertrauen Jener, die zur Opposition sich hineigten, führten sie dann auf immer weitere Abwege, bis sie dieselben gänzlich dem Islam entfremdet hatten. So predigten sie den Glauben an einen erwarteten Heiland, den sie Mahdi nannten; andere erkannten Jeden, der sich als Prophet ausgab, dafür an.“ So Ibn Chafem, dessen Worte aber noch einiger Ausföhrung bedürfen, da die Bekanntschaft mit diesen Zusammenhängen für das Verständniß alles Folgenden unerlässlich ist. Ali, der Schwiegerjohn Mohammed's, war der vierte Kalif (656—661), und in den Augen der Schiiten waren er und seine Nachkommen die einzig rechtmäßigen Nachfolger des Propheten, während sowohl die drei ersten Kalifen, Abu Bekr, Umar und Osman, als auch Ali's Nachfolger aus dem Geschlecht der Omajjaden als bloße Usurpatoren zu gelten haben. Ali wurde in einer Moschee zu Kufa ermordet, sein Sohn Hussein, Mohammed's Enkel, auf Befehl des zweiten Omajjaden-Kalifen Fesid zu Kerbela 680 getödtet, wodurch diese beiden Plätze Stätten der höchsten Verehrung für jeden gläubigen Perser geworden sind. In Ali's und Hussein's Nachkommenschaft sahen die Perser die rechten Häupter der Gemeinde (Imame), und deren zwölfster sollte als Imam Mahdi die arabischen Usurpatoren stürzen. Als dies nun um die entsprechende Zeit (870) nicht geschah, verbreitete sich der Glaube, der zwölfte Imam sei auf übernatürlichem Wege entriickt worden, werde aber eines Tages wiedererscheinen, um als Heiland das Gottesreich auf Erden, in dem alle Unterdrückten zu dem Ihrigen gelangen, herzustellen. Diejem Glauben, der auch in den sunnitischen Theilen der mohammedanischen Welt sehr verbreitet ist und schon wiederholt eine bedeutame geschichtliche Rolle gespielt hat, wird in Persien allgemein gehuldigt: er gehört hier zum offiziellen Bekenntniß. Als das Kalifenreich zerfiel, löste sich Persien all-

mähig von ihm los und bildete wieder ein selbstständiges Staatswesen, das zeitweilig zu hoher materieller und geistiger Blüthe gedieh. Daß Persien sich nicht allzeit auf dem traurigen Tiefstand der Kultur befand, wie gegenwärtig, dafür sind der beste Beweis seine prächtigen Literaturdenkmale aus der Glanzzeit vom ersten bis vierzehnten Jahrhundert, als Ferdusi, Hafis, Saadi und so mancher andere lebten und dichteten. Für die Thatsache, daß Persien einstmal wirtschaftlich ganz anders entwickelt war als heute, drängen sich dem Besucher des Landes sprechende Beweise auf in den zahlreichen Reliquen ehemaliger Blüthe. „Je mehr man“, sagt der Franzose Foubrier, der 1889 den Schah Nasreddin als dessen Leibarzt nach Persien begleitete, „in das Land Fran eindringt, desto mehr stellt man seine Nothheit und seinen Mangel an Bewohnern fest. Und doch fehlt es nicht überall an Erde, guter, vegetabilischer Erde: Wir haben deren in genügender Dike gesehen, die unbebaut bleibt, ohne etwas hervorzubringen. Diese alte seit Jahrhunderten ruhende Erde würde den Bebauer reichlich für seine Arbeit lohnen, ohne daß auf lange hinaus Aufwand von Dünger nöthig wäre. Aber wo diesen Bebauer finden? Er existirt sicher nicht in diesen Ebenen, die den Eindruck einer Wüste machen, so dünn gesät ist dort die Bevölkerung. Persien ist nicht immer in diesem Zustande gewesen. Es gab eine Zeit, wo die wahltracirte Straße, der wir folgen, noch nicht, wie gegenwärtig, in die benachbarten Ländereien übergang, wo sie unterhalten wurde. Die zerfallenen Brücken, denen wir ziemlich oft begegnen, wurden von Karawanen überschritten, während wir an Furten über die Flüsse gehen, deren Lauf sie jetzt nur noch aufhalten. Und haben diese stattlichen Karawanenreihen, die sich längst der Straße in unregelmäßigen Abständen finden, nicht Reisenden Unterkunft gewährt, bevor ihre dicken, aus guten Ziegelsteinen auf einer Grundlage großer Bruchsteine aufgeführten Mauern trotz starker Stülghürmchen zusammenfielen und ihre Gewölbe einstürzten? Welcher Verschöngungsgeiz hat also hier gehaust? Oder welche Sorglosigkeit hat solchen Verfall entstehen lassen?“ Mag Persien auch vielleicht nie die 50 Millionen Einwohner gehabt haben, die ihm von älteren persischen Schriftstellern zugeschrieben werden, sicher ist, daß es früher viel mehr als die gegenwärtigen zehn bis elf Millionen gezählt hat, und z. B. Isbahan ist von ehemals 600 000 auf 80 000 Seelen zurückgegangen. Nur 10 Prozent der Bodenfläche sind bebaut, die reichen Mineralvorkommen liegen fast ungenutzt, und fahrbare Straßen fehlen fast gänzlich. Die Herrlichkeit des gegenwärtigen Regierungssystems bedarf darnach kaum noch der Beschreibung. Der Schah, der dem 1794 nach fünfzehnjährigem Bürgerkriege zur Herrschaft gelangten türkschen Geschlecht der Kadsharen entstammt und also keineswegs nach schiitischen Begriffen legitim ist, da er nicht der Familie Ali's angehört, regiert den Namen nach unumschränkt, soweit dem nicht die feudalen Rechte des Landjunkerthums und die thatfächlichen Machtvollkommenheiten der Provinzgouverneure im Wege stehen. Von den Staatseinkünften, die sich 1889 auf fast 30 000 000 Mark belaufen, wurden 10 500 000 Mark auf das Heer verwandt, 6 000 000 Mark für Pensionen, über 2 000 000 Mark für Prinzen und Angehörige des Kadsharenengeschlechts, 3 000 000 Mark für den königlichen Hof, 3 000 000 Mark für Regierungsausgaben, 300 000 Mark für Schulwesen, und ungefähr 5 000 000 wanderten in das königliche Privatvermögen, das sich gegenwärtig auf 100—120 000 000 Mark beläuft. Dieser Staatshaushalt bedarf wohl keiner Kritik. Die Staatseinnahmen sind gewiß nicht groß, wenn man bedenkt, daß der arme persische Bauer, eines der geplagtesten Geschöpfe auf Erden, allein an Grundsteuer ein Viertel, auf Kronland die Hälfte seines Ertrages zu entrichten hat; was nicht in die Staatskasse gelangt, bleibt eben in den Händen der Steuerpächter und der Beamtenerschaft kleben, welche letztere eine so korrupte Räuberbande darstellt, wie man sie sich nur ausmalen kann. Die Rechtspflege liegt in

den Händen der mächtigen Geistlichkeit (ulema, der einzelne Geistliche heißt mollah) und wird von ihr ideal schlecht gehandhabt; die Geistlichkeit widerstrebt, in hohem Maße mit der Beamtenschaft, jedem Versuch einer Reform und ist überhaupt so unwissend und verkommen, wie nur möglich.

So viel mußte vorausgeschickt werden über die dem Abendländer ganz fremde Welt, der die neue Religion entsprang, gegen deren gegenwärtige Gestalt sie sich richtete, durch die ihr eigener Bau aber wiederum bedingt war. Ihr Begründer wurde geboren zu Schiras, der berühmten „Rosenstadt“ in Farfistan, die die beiden berühmtesten Lyriker Persiens Saadi und Hafis, hervorgebracht hat und von deren Herrlichkeit der Letztere in begeisterten Versen singt:

„Wie schön bist du, Schiras, mit deinen Auen!  
Wag' immer segnend dir der Himmel blauen!  
Nach Schafarabad und Mojella bringen  
Die Winde Anbrudst auf weichen Schwingen.  
Seil sei dem Kohnabad, des klaren Bells  
Nach Schiras' ew'ger Jugend Lebensquelle.  
Komm nach Schiras! Des heil'gen Geistes Gaben  
Sind bei den Söhnen dieser Stadt zu haben.  
Hier lockt dich aller Zauber ich'gen Lebens,  
Und ihm zu widersteh'n suchst du vergebens.“

An diesem klassischen Orte erblickte im Jahre 1820 Ali Mohammed das Licht der Welt. Vollständig lautet der Name Seyd Mirza Ali Mohammed, wobei das Seyd anzeigt, daß die Familie, gleich zahlreichen anderen in ganz Persien, Anspruch darauf erhob, in direkter Linie abstammend von Ismael Hussein und also von Ali und dem Propheten selber, was freilich für sie gerade so wenig urkundlich nachweisbar war, wie für alle Anderen auf einen so vornehmen und unter günstigen Umständen politisch so bedeutenden Stammesanspruch Erhebenden. Von Ali Mohammed's frühesten Jugendzeit wissen wir, ähnlich wie bei anderen Religionsstiftern, gar nichts. Später hat er sich in Kerbela und Kufa aufgehalten, wo er an den heiligen Stätten betete, und hat dann auch die Pilgerfahrt nach Mekka unternommen, welche den Titel zu seiner ersten Schrift lieferte. Früh zeigte er ein außergewöhnlich lebhaftes Interesse für religiöse Dinge, das sich nicht mit der gültigen Meinung begnügte, sondern mit Gräbeln und Forschern den Dingen auf den Grund zu gehen, zur Erkennnis der Wahrheit zu gelangen suchte, wobei es dann gar nicht ausbleiben konnte, daß er die Krebschäden des herrschenden Glaubens erkannte. Und er fühlte in sich das Zeug zum religiösen Reformator, ja, zum Begründer einer neuen Religion, glaubte er doch, direkter Belehrung durch Gott über seine Prophetenrolle und die Lehren, die zu verkünden er berufen sei, gewürdigt zu werden.

Als blutjünger Mensch schon trat er öffentlich in der Moschee seiner Vaterstadt auf und ging den Mollahs, ihrer Unwissenheit und Verkommenheit, sowie der stillen Seere, dem über Formellen und der sozialen Unrichtigkeit des bestehenden Glaubens energisch zu Leibe. Von angenehmer Erscheinung, ansehnlichen Manieren, unangenehmem Charakter und vor allem glänzender Beredsamkeit, brachte er es bei seinen Landsleuten zu durchschlagenden Erfolgen, denen die mit ihm disputierenden Mollahs keinen Abbruch zu thun vermochten. Schon damals sah auch ein engerer Kreis von Jüngern um ihn, die er in seine inneren Gedanken einweichte und zu Befürwortern seiner Ideen ausbildete, darunter der tüchtige und energiegelasse Mollah Hussein. Von dem ersten Glauben konnte man von 1844 ab schon sprechen; denn Ali Mohammed nannte sich nun nicht ab „Bab“, d. h. des Thors, die Pforte zur Erkenntnis Gottes, zur Erlangung der Seligkeit, und zwar handelt es sich, was das Beschlagene ist, dabei um eine Pforte, durch die man nachher, unerlässlich durchgehen muß, um selig zu werden. Seine Anhänger bezeichneten ganz sicher schon jetzt die Über, in ihm sei der zweite Ismael, sei der Mahdi erschienen, der gekommen, um dem gegenwärtigen Glauben, der herrschenden Dummheit mit ihrer Unwissenheit ein Ende zu machen und das Gottesreich an seine Stelle zu setzen. Wie dem aber auch sein mochte, jedenfalls hatte Bab selber bis

dahin die Regierung noch nicht angegriffen, und es war darnach von der Regierung sehr milde gehandelt, oder mindestens mit großer Gefahr für sie verknüpft, wenn sie ihre Macht für die Klerisei gegen den Reformator und seine „Babis“ einsetzte; denn dadurch eben konnte sie am ersten die Energie und den beginnenden Einfluß der neuen Sekte auf die Massen gegen sich kehren, ihr selber die revolutionär-mahdibische Richtung verleihen. So ging es nun vor sich. Die Mollahs von Schiras, gegen Bab's fortwährende Beredsamkeit und die Unwiderleglichkeit seiner Anklagen machtlos, wandten sich an die Regierung des Schah Mohammed mit dem Verlangen, gegen den Neuerer, der auch den Staat nicht unangegriffen lassen werde, einzuschreiten. Nach einigem Schwanken gab der allmächtige Minister Gadschi Mirza Aghassi dem Ansuchen statt und erteilte dem Gouverneur von Farfistan Befehl zum Eingreifen. Bab war gerade auf der Rückkehr von einer Reise in türkisches Gebiet wieder in dem Hafen Buschire am Persischen Meer angelangt, als zwei Sendlingen, die er nach Schiras vorausgeschickt hatte, das Verbot und die Sehnen der Fische zerhacken wurden (August 1845). Kurz darnach wurde Bab selbst gefangen nach Schiras gebracht und hier in — übrigens sehr leichter — Haft gehalten, die ihn nicht hinderte, mit seinen nun schon in den verschiedensten Landestheilen propagandistisch thätigen Jüngern in regem Briefwechsel zu stehen und seine Lehre schriftlich weiter auszuarbeiten. Nach einem halben Jahre gelang es ihm, Schiras insgeheim zu verlassen und nach Isfahan zu entkommen, wo er von dem Statthalter gut behandelt und ziemlich sich selbst überlassen, am Verkehr mit seinen Anhängern nicht behindert wurde. Im Frühjahr 1847 wurde er dann freilich auf Befehl der Staatsregierung von Isfahan fortgeschafft und in der Festung Masin gefangen gesetzt. Hier verbrachte er — seinen Gläubigen immer schon ein Märtyrer — die drei letzten Jahre seines Lebens, nicht ganz außer Verbindung mit seinen Jüngern, jedenfalls aber fernstehend, wenn nicht geradezu abgeneigt der neuen, politisch-revolutionären Tendenz, die der Babilismus durch seine hauptsächlich agitatorischen Vertreter annahm, und die ihn erst — natürlich im Verein mit allem früheren — den Charakter und die Bedeutung einer Religion zu Theil werden ließ, während er vorher trotz allem Streben Babs nicht mehr als eine Sekte neben anderen gewesen war. Bab war in mystische Grillebeien versunken, während seine Anhänger für den Triumph des Babilismus kämpften und starben. (Fortf. folgt.)

## Unsere Vogelwelt im Winter.

Von Kurt Grotzewitz.

Wer das Spiel der lebenden Natur im Kreislaufe des Jahres verfolgt, der weiß, daß die Spannezeit von einem Sylvester zum anderen aus einer großen Zahl von Abschnitten besteht, die durch ganz bestimmte Ereignisse charakterisiert sind. Denn nur nicht jede der vier Jahreszeiten hat ihr spezielles Gepräge, jeder Monat, ja fast jede Woche zeigt ein merklich anderes Aussehen der Natur. Und das gilt nicht nur für die wärmere Jahreshälfte, in der die Pflanzenwelt in reicher Erlebenskraft sich täglich verändert und die Thiere ihre regste Lebenskraft entfalten, sondern das gilt ebenso für das Winterhalbjahr. Manchem mag dieses vielleicht, als die Ruhezeit der Natur, gleichförmig und einseitig erscheinen, aber welche Kontraste liegen doch schon in dem wilden farbenbunten Oktober, dem trübem, wässern November und dem sonnenklaren kalten Januar. Allerdings gewährt ja die Pflanzenwelt in den Monaten Dezember bis Februar so ziemlich dasselbe Bild, und auch der größte Theil der Thierwelt, die zahlreichen Insekten und anderen Kleinstiere, die Lurche und Kriechthiere und auch sehr viele Vögel sind von den Breiten der Naturbühne verschwunden. Wer indeß genauer beobachtet, der wird auch in der kälteren Jahreszeit noch fast

von Woche zu Woche ein abwechslungsreiches Fortschreiten der Naturbilder feststellen können. Ob Zweifel spielen aber in der Lebensgeschichte der kälteren Jahreshälfte die Vögel eine Hauptrolle. Gerade weil diese Zeit vielerlei Vorkommen aufweist die dem Gedeihen der lebenden Wesen feindlich entgegen stehen, gerade darum sind diese gezwungen mit dem Fortschreiten der Jahreszeit sich stetig verändernde Lebensgewohnheiten anzunehmen. So bietet das Treiben unserer Vogelwelt gerade in der kälteren Jahreszeit kaum ein weniger abwechslungsreiches Bild als im Sommer.

Wenn mit der Verfärbung des Laubes die kältere Jahreszeit sich ankündigt, wenn am Morgen der Meiß die Fluren weiß färbt und Schmetterlinge und Fliegen nicht mehr in der Luft umher schwirren dann sind bereits die meisten unserer Sommervögel hinweggezogen. Es ist wohl aber nur in den seltensten Fällen die Kälte, welche diese lieblichen Thiere aus unserem Lande treibt. Wir werden überall finden, daß die Wanderungen, die Streifzüge, ja das ganze Leben der Vögel im engsten Zusammenhange steht mit der Nahrung, die sich ihnen in den einzelnen Stappen der Jahreszeit darbietet. Die Kälte an und für sich würde vielleicht nicht einen einzigen der in Deutschland lebenden Vögel genötigt haben, jenen unerklärlichen Wandertrieb zu erwerben, der ihn zu bestimmter Zeit nach fernem Landern treibt. Der Storch verläßt uns schon um den 24. August, also im heißesten Sommer, während er doch bereits im März zu einer Zeit ankommt, wo oft noch recht strenge Kälte herrscht. Ebensoviele kann die Wanderung des Kiebitzes und des Reiheres von der Kälte veranlaßt sein, da auch diese Vögel ziemlich früh unser Land verlassen, während sie doch andererseits bereits im zeitigen kalten Vorfrühling bei uns eintreffen. Die Vögel gelten für viel empfindlicher, als sie in Wirklichkeit sind. Selbst exotische Vögel, die in ihrer Heimath kaum je die Temperatur der Wassererfaltung kennen gelernt haben, vertragen bei uns die strengste Winterkälte. Vögelkennner haben die Erfahrung gemacht, daß Wellensittiche, Nymphensittiche, verschiedene exotische Finken und Webervögel, auch der bekannte Kanarienvogel in einer Voliere im Freien unseren harten Winter äußerst gut überstanden. Und dabei ist den Thieren in solchen Vogelhäusern doch viel weniger Bewegungsfreiheit gegeben, als wenn sie sich selbst ganz überlassen würden und im ungehinderten Flug sich ausarbeiten und erwärmen könnten. Die Thiere würden allerdings in der Freiheit zu Grunde gehen, aber nicht die Kälte würde sie tödten, sondern die Unmöglichkeit, sich Nahrung zu verschaffen. Die Schwierigkeit der Ernährung im Winter, das ist die hauptsächlichste und wohl auch die einzige Ursache, warum so viele Vögel unsere Heimath jährlich verlassen müssen. Und wenn manche schon im August und viele im September hinwegziehen, so kann das nur daran liegen, daß bereits zu dieser Zeit ein fühlbarer Mangel an Insekten eintritt. Denn es sind fast nur sogenannte Wurm- und Käfer, welche schon so früh ihre Abreise antreten. Wenn freilich der Mauersegler, der Häuser und Thürme in steter Jagd nach Insekten umfliegt, bereits zu Anfang des Augusts wegzieht, oder der Storch zu Ende dieses Monats abreißt, obwohl er noch bis weit in den Herbst hinein eine reiche Zahl von Fröschen vorfinden würde, so können wir uns diese Gewohnheit nicht erklären. Wer kann aber wissen, ob nicht der Mauersegler ganz bestimmte Insekten nicht entbehren kann und ob nicht auch der Storch neben seiner uns bekannten Nahrung an irgend eine andere, wenn auch unsichtbare, gebunden ist, und daß er hinwegzieht, wenn diese knapp zu werden beginnt!

Zu Anfang Oktober suchen die Insekten ihre Winterverstecke auf oder sie legen sich zum Sterben, nachdem sie in ihren bedürfnislosen Eiern für die Erhaltung ihrer Art gesorgt haben. Käfer verkriechen sich, Larven kerpuppen sich, kurzum alle Beweglichkeit, alle Thätigkeit hört bei diesen Thieren auf. Das ist der Zeitpunkt, wo die letzten Schwärme uns verlassen. Sie sind gewohnt, Insekten im Fluge zu fangen, sie vermögen also nicht diese Thiere in ihren Verstecken zu verfolgen, noch ihre



M. Albert Lefevre: Das Brot.

Ruppen und Eier aufzustöbern. Ueberhaupt fressen unsere meisten Sommervögel Insekten nur dann, wenn sie diese sich bewegen sehen, hört die Beweglichkeit der kleinen Thiere auf, dann ist für jene der Zeitpunkt der Abreise gekommen.

Unabhängiger von der Jahreszeit sind die Vögel, die neben der animalischen Kost auch pflanzliche nicht verschmähen. Für diese hat gerade der Oktober noch den Tisch reich gedeckt. Noch giebt es große Mengen von Beeren aller Art. Das ist die Zeit, wo die Drosseln in großen Schaaren umherfliegen und leider als sogenannte „Krautvögel“ in unzähligen Mengen gefangen werden. Sie können sich bei der Fülle von Beeren, die der Herbst ihnen spendet, noch nicht zum Wegziehen entschließen. Besonders sind bei ihnen die Früchte der Ebereschen beliebt, und diese knallrothe lockende Speise ist es auch, die sie so oft in die Falle des Vogelfellers führt. Auch die Rothkehlchen, Buchfinken, Staare befinden sich zu dieser Zeit noch äußerst wohl bei uns, da stehen in den Gärten und auf den Feldern noch der Hanf und die Sonnenblumen mit vollen Samenkömern, an Buschsträuchern loden die weißen Distelköpfe und Unkrautsamen aller Art sind in Hülle und Fülle vorhanden. An den Weinpflanzungen giebt es reife Trauben und an milden Tagen findet sich doch noch hier und da eine Raupe, die sich noch nicht verpuppt, ein Käfer, den der Sonnenchein noch einmal aus seinem Versteck hervorgelockt hat. Freilich von den Vögeln, die bei uns den Winter verleben, droht eine starke Konkurrenz. Spatz, Ammern, Hänfling, Stieglitz und andere Finkenvögel thun sich ebenfalls an dem reichen Tisch des Herbstes gütlich, und bald wird die Nahrung spärlicher, so daß es Staare, Rothkehlchen und Buchfinken zu Beginn des November doch für das Beste halten, andere reichere Länder aufzusuchen.

Auch die Thätigkeit des Menschen erleichtert einigen Vögeln das Verweilen bei uns während des Oktobers. Das Umpflügen der Felder, bei dem Insekten und Würmer bloß gelegt werden, giebt der Feldlerche noch manchen reichen Bissen. Und auch die Buchfelze sieht man noch jetzt, wie im ersten Frühjahr, dem Pflüger nachlaufen und eifrig in den Furten nach Nahrung suchen. Aber auch diese Thiere werden doch bereits unruhig. Während sie sonst einzeln oder in Paaren leben, schaaren sie sich jetzt zusammen. Sie fliegen in größeren Hügen umher, gleich als wollten sie sich über für die gemeinschaftliche Reise, und spätestens Anfang November wandern sie im Schutze der Nacht hinweg.

Selbst wenn der November noch kein Frostwetter bringt, so ist in diesem Monat die Nahrungssuche für die Vögel sehr erschwert. Ende der Regen

nöthigt diese Thiere, um ihr Gefieder nicht durchnässen zu lassen, an irgend einem versteckten Orte still und traurig festzuhocken, ohne an die Erbeutung von Nahrung denken zu können. Aber selbst wenn es nicht regnet, ist doch so ein Novembertag eine düstere, lebensfeindliche Zeit. Der Morgen will nicht kommen und bald nach Mittag bricht schon wieder die Nacht herein. Oft wird es überhaupt nicht Tag, graue Wolken oder gar Nebel verhüllen die Sonne so vollständig, daß man nicht einmal ihren Standort am Himmel errathen kann. An solchen trübem, finsternen Tagen fällt es dem Vogel äußerst schwer, Futter zu finden. Das ist denn auch der Zeitpunkt, an dem die letzten Zugvögel hinwegwandern. Es sind solche, die auf dem Wasser leben und die in den reichen Futterschätzen der Gewässer selbst im November noch einigermaßen Nahrung finden. Die Wildente ist schon vom Oktober an unruhig geworden, sie fliegt von Teich zu Teich, von See zu See, und so trifft sich Alles im Umkreise, was zu der Art der Wildenten gehört. Unter lautem Geschnatter tummeln sie sich schließlich auf einem größeren See oder fliegen in stätlichen Schaaren über den Spiegel des Wassers dahin. So treiben sie es bis spät in den November hinein. Am längsten halten die Gänse und die Bläßhühner, die auf allen Gewässern so häufig sind, bei uns aus. Diese Thiere, die mit außerordentlicher Gejächlichkeit dem Fischfang obliegen, können sich oft bis weit in den Dezember hinein noch nicht zur Abreise entschließen. Da sie für alle Vorgänge im Wasser ein äußerst scharfes Auge besitzen und Fische und Kleinthiere durch blitzschnelles Untertauchen und Schwimmen unter Wasser nachjagen können, so sind sie im November nicht gar zu viel ungünstiger gestellt als im Sommer. Unter der düsternen Beleuchtung des Spätherbstes leiden ja Verfolger wie Verfolgte gleichmäßig, und so ist die Aussicht auf Jang nicht allzu schlecht, besonders da die Mitbewerber um dieselbe Nahrung, Wildenten, Radnüssen und vorher schon Fischreier und Rohrdommel verschwunden sind. Doch ein jäher Witterungsumschlag vertreibt auch diese beiden letzten Zugvögel im Nu. Tritt ein harter Frost ein, der über die Gewässer eine Eisddecke spannt, so verlieren Gänse und Bläßhühner sofort ihre Brotstelle — ohne vorherige Kündigung. Schnell entschlossen ziehen sie hinweg nach dem warmen Süden, wo sie reichere Nahrung, aber auch größeren Gefahren entgegensehen. Der Gänsezug zieht bis nach Nordafrika, das Bläßhuhn überwintert schließlich aber auch in Süddeutschland, wenn es dort irgendwo ein offenes, ihm zugängliches Gewässer finden kann.

Das Leben der Vogelwelt gestaltet sich gerade

in den Spätherbstmonaten so anziehend, nicht weil zu dieser Zeit die spät abreisenden Zugvögel vor ihrem Weggange eine aufgeregte Thätigkeit zeigen, sondern auch, weil während dieser Monate Deutschland das Durchzugsgebiet ist für viele nordische Vögel, die auf ihrer Reise nach dem Südpol unsere Heimath berühren. Am bekanntesten von diesen Vögeln sind die Kraniche, die Walbschnepfen und die Wildgänse. Am frühesten begeben sich die Kraniche auf die Wanderung. Schon Anfang oder Mitte Oktober ziehen diese großen schönen Vögel durch Deutschland hindurch nach Nordafrika. Es fliegen, da sie überaus schön sind, sehr hoch in der Luft dahin. Auf ihrem Zuge halten sie stets die Keilform inne. So wandern sie Tag und Nacht ohne je zu rasten. Nur ausnahmsweise lassen sie sich für kurze Zeit nieder, um etwas Gras aufzufressen, oder ein paar Insekten aufzulesen. Beobachtet man aber die ganze Gesellschaft an einem Ort niederläßt, schießt sie ein paar Genossen als Späher voraus, die die Gegend auskundschaften und umher spähen müssen, ob auch nirgends ein Feind lauer. Solcher Kranichgesellschaften kann man in der ersten Oktoberhälfte sehr viele beobachten. Weniger bemerklich machen sich die Walbschnepfen. Diese von den Jägern mit großer Leidenschaft verfolgten Thiere wandern in der Nacht in kleinen Hügen. In der Lage sind sie, im Bodengebüsch des Waldes verborgen, kaum aufzufinden, erst am Abend werden sie rege, um ihre Wanderung weiter fortzusetzen. Die Walbschnepfe ist nicht durchaus ein nordischer Vogel, auch in Deutschland, besonders in den Gebirgen hat man sie an einigen Orten brütend gefunden. Die Schaaren aber, die im Herbst und bis in den November hinein bei uns durchziehen, stammen in der Regel aus dem Norden. Die Walbschnepfe pflegt mit ihrem langen Schnabel die dürren Blätter und den Pflanzenmoos auf dem Boden des Waldes umzuwenden, um die Insekten, die hier ihren Schlupfwinkel haben, abzulesen. Diese Thätigkeit läßt sich auch noch im Spätherbst ausführen und so kommt es, daß die Walbschnepfen oft längere Zeit bei uns verweilen, ja einzelne in den milden Wintern sogar gänzlich bei uns verbleiben. Das gerade Gegenstück zu den Wanderungen der Walbschnepfen sind die Züge der Wildgänse. In lautem, andringlichem Geschnatter kündet sich solche eine Reisegesellschaft schon von Weitem an, ohne daß man die Schreier noch recht bemerken kann. Langsam rücken sie, gleich den Kranichen in Keilform geschaart, heran und ebenso langsam mit schweren Flügelschlägen rubern sie über uns in der Luft dahin, um schließlich an der anderen Seite des Horizonts zu verschwinden.

(Schluß folgt.)

## Bum neuen Jahr.

Zwischen dem Alten,  
Zwischen dem Neuen  
Hier uns zu freuen  
Schenkt uns das Glück,  
Und das Vergangene  
Heißt, mit Vertrauen  
Vorwärts zu schauen,  
Schauen zurück.

Stunden der Plage,  
Leider, sie scheiden  
Erene von Leiden,  
Liebe von Lust,  
Bessere Tage  
Sammeln uns wieder,  
Heitere Lieder  
Stärken die Brust.

Leiden und Kreuden,  
Jener verschwunden,  
Sind die Verbundnen  
Fröhlich gedenk.  
O des Geschickes  
Seltamer Windung!  
Alle Verbindung,  
Neues Geschenk.

Dankt es dem regen  
Wogenden Glück,  
Dankt dem Geschicke  
Wännigkig Gut;  
Freut Euch des Wechsels  
Heiterer Erlebe,  
Offener Liebe  
Heimlicher Gluth!

Anderer Scharen  
Deckende Falten  
Ueber dem Alten  
Traurig und schen;  
Aber uns leuchtel  
Freundliche Treue;  
Sehet, das Neue  
Findet uns neu.

So wie im Tanz  
Bald sich verschwindet,  
Wieder sich findet  
Liebendes Paar;  
So durch des Lebens  
Wirrende Biegung  
Führe die Weigung  
Uns in das Jahr.

Goethe.

## Der böse Wunsch.

Sticze von Wilhelm Holzamer.

Er war Schullehrer in einem lumpigen Nest, ganz hinten im dicksten Obenwald. Da ging er auf in christlicher Uebung der Armuth und marterte seine Nerven in „Berufsfreudigkeit“. So wurde er immer dürrer und blasser. Böse Menschen sagten, seine Nase sei schon so einhehuhelt, daß die Brille garnicht mehr sitzen bleiben wollte und jede Woche mindestens ein Millimeterchen abwärts rutsche...

Es wäre ihm übrigens ein Leichtes gewesen, sein Gelübde der Armuth zu brechen, denn bei neunhundert blanken Mark Gehalt und einer Frau und sechs Kindern, da läßt sich's doch leben —! Und wie leben! Aber doch bekauerte der arme Schulmeister von Dingskirchen tagtäglich, wenn er auf der kalten Höhe stand, an der großen Eiche, wo die Touristenwege zusammenlaufen und so viele vornehme Herren aus den Städten so stolz und wohlgenährt an ihm vorübergingen: „Ja, wer sich heitigen Dags zum Schulmaster versteht, hot vom vornerein des Gelübb der Armuth abgeleht.“ Wie oft hatte er dies Verschen drüber in Rheinheffen, wo er seine Jugendzeit verlebt hatte, sagen hören. Damals lächelte er dazu und wollte dem schalkhaften Lemmig aus Mainz, der das gebietet hat, nicht glauben. Damals träumte er von goldenen Zeiten und sah den Himmel voller Wasgeigen: und hörte die Engel, all' die wohlgenährten, pausbackigen Engel ein Ledemum jingen. „Mein Sohn werd Schulmaster,“ prahlte sein Alter. „Des is emol e Kerl, der hot's fauschtebid hinner de Ohren. Soll mer nach was Rechtes wern — nu wamm vum drei Jahr de Wein druff geht — Schulmaster!“

Dem Schullehrer von Dingskirchen gab's einen Stich durch die Seele, wenn er daran dachte. Und sein Magen kurrte. — Ob er nun wohl nach Hause wollte, nu den Düster zur Ruhe zu bringen? Auch im Hingern kriegt man bald einige Uebung und ersündet allerhand dagegen, wenn man das Madikal-mittel nicht anwenden kann...

So lebte der dürrer Schullehrer schon seit Jahren in seinem lumpigen Nest, ganz hinten der Welt. Und da hockte er nun fest. Früher hatte er sich ein paar Mal fortgemeldet, an bessere Stellen, gar einmal nach einer Kreisstadt. Aber es war ihm nie gelungen. Er wachte eigentlich selbst nicht warum. Seine Pflicht hat er wie jeder Andere. Einen ernstlichen Rißfel hatte er auch noch nicht bekommen. Auch die schlechtesten Zeugnisse hatte er nicht gerade. Aber es gelang ihm doch nie. Es war halt immer so eine Sache, wenn seine Meldung aus dem armeneligen Nest kam. Bald gab er das Meldeu auf und sagte sich in frommer Resignation: Ich habe halt kein Glück. Und dann kam er in die Jahre, wo so ein einfaches Gemüth sein Heim und seinen Halt sucht. Er kam sich unter den sechshafte Obenwälder Bauern wie ein Bagabund vor, der immer herumfliegt. Dem wollte er ein Ende machen. Und er heirathete. Eine dralle Bauerndotter aus dem Dorf, die geschiedteste nicht und die dünnste nicht, auch nicht die ärmste, aber auch nicht die reichste. Reiche waren überhaupt keine da.

So hatte denn der Schulmeister auch seinen Halt und sein Heim. Und nun kamen auch bald Kinder in das Heim. Jedes Jahr eines, und einmal sogar Zwillinge. Wie die Orgelpfeifen kamen sie. Einige starben bald. Und als das Kinder-kommen endlich anscheinend aufhörte, waren's gerade sechs. Das Jüngste war nun zwei Jahre. Jetzt war's sicher vorbei...

Das Jüngste aber war nicht ganz gesund. Die Schullehrersleute hatten viel Last mit ihm. Doktor- und Apothekerkosten! Und die Rechnungen fielen immer gehörig aus. Der Schullehrer hielt etwas auf Ehre. Lieber litt er Hunger, als daß er die Rechnungen nicht bezahlte. Und doch galt der Schullehrer von Dingskirchen bei seiner Behörde und bei seinen Kollegen als verpakt und verkommen. Dem äußeren Schein nach zu urtheilen. Es war gut,

daß er da hinten in Dingskirchen hockte — da hinten, hinter der Welt, wo er mit den Anderen nicht in Verührung kam. Sie nieden ihn übrigens gestiffentlich. Das wußte der Schullehrer, und das nagte auch noch in seiner Seele. Denn eigentlich war er nicht verkommen...

Der Schullehrer kam müd' und matt von seinem Spaziergange am Abend heim. Frau Grete hatte schon das Essen aufgetragen: Gesottene Kartoffeln und Schmierkäse. Die fünf „Fresssäcke“, wie die Mutter die Kinder gelegentlich nannte, saßen schon um den Tisch und erwarteten den Vater.

Er legte seinen Rock ab, hängte den Hut vorsichtig an den Haken und sagte dann zum Ältesten: „Veten, Karl!“

Der Junge stellte sich und plapperte das Vater-unser herunter. Dann wurde gegessen.

„War Jemand da?“ — fragte der Schullehrer seine Frau.

„Em Herr Parre sein Anächt,“ lautete die Antwort.

„Und was wollte er?“

„Du müßt morje Mittag um ein Uhr in Heimdingen sein, do wär' Leich.“

Dem Schullehrer fiel's zwar ein, daß er da gleich nach seiner Schule fortpringen müße, ohne vorher etwas essen zu können, daß er eine Straße hin und eine her auf schlechten Wege zu gehen habe, daß er sich in Heimdingen höchstens ein Käsebrod leisten könne, des Kostenpunktes wegen, aber er machte nur: hm, hm. Denn er hatte sich daran gewöhnt, zu allem nichts Anderes mehr zu sagen.

Dann aß er seine Kartoffeln weiter.

Im anderen Tage, gleich nach der Schule, machte sich der Schullehrer auf nach Heimdingen. Die Grete hatte ihm doch ein Stück Brot und Wurst eingewickelt. Er war ordentlich froh. Wie seine Grete doch so besorgt war! —

Als die Leiche gehalten war, winkte der Pfarrer den Schullehrer zu sich.

„Morgen haben Sie Kreissschulkommissionsprüfung, Herr Lehrer. Ich habe es die ganze Zeit vergessen. Wird ja wohl nichts zu sagen haben, Ihre Schule ist ja wohl in Ordnung.“

Dem Schullehrer wurde das Herz schwer. Das kam zu unerhofft. Daß es der Pfarrer auch vergessen hatte!

Er stammelte so etwas wie Dank; und daß es nicht zu spät sei. Er wußte selber nicht, was er sagte.

Wie immer, wenn's die Schule anging, war er heftig erregt. Alles wipelte und zappelte in ihm. Dann eilte er nach Dingskirchen hinunter. Er brauchte höchstens eine halbe Stunde.

Er lief direkt in die Klasse. Da lag noch ein Stoß Hefte. Aufsätze, die noch nicht korrigirt waren. Und ein Stoß Diktate. Er nahm sie unter den Arm, steckte seine rothe Dinte ein und lief nach Harje. Da fiel ihm ein, daß er in seinen Risten noch etwas nachzutragen hatte. Er eilte wieder in die Klasse, sah Alles nach, trug ein, legte und rückte dann Alles in Ordnung, nahm ein frisches Stück Kreide, säuberte das Kreuziß ab, stellte sich dann mitten in's Schulzimmer und musterte Alles.

— In Ordnung — gut so! —

Dann ging er.

Er sprach daheim kein Wort. Sogleich fiel er über seine Hefte her und arbeitete fieberhaft. Es wollte ihm ganz schwindelig werden. Aber er bezwang sich. Ein rother Strich nach dem anderen — da ein Wort eingestrichelt — da einen ganzen Satz angestrichen — dann überblickte er das Ganze noch einmal und schrieb dann die Note darunter. So bei jedem Hest.

Die Zeit ging weiter, ohne daß er's merkte.

Seine Frau rief zum Nachtessen. Er winkte ab, ohne aufzusehen.

Seine Frau brachte ein Licht.

Er arbeitete weiter, immer weiter.

Schlag zwölf Uhr war er fertig.

Aber wie war ihm nun. Er spürte in seinem Kopfe ein Stechen, wie wenn Nadeln darin wären. Er mußte sich den Kopf halten und drückte ihn. Darauf wurde es ein bißchen besser.

„Es noch was!“ rief die Grete vom Bett aus.

Aber er konnte vor lauter Aufregung nichts essen.

Er legte sich. Aber an Einschlafen war garnicht zu denken. Er war zu aufgeregt. Und alle Augenblicke schrie das Jüngste. Es war eine harte Nacht.

Ganz abgesehen stand der Schullehrer bei guter Zeit auf und trug seine Hefte in die Klasse.

Schlag sieben trat der Schulinspektor mit dem Ortschulvorstand ein.

Die Prüfung begann.

Der Schullehrer zitterte am ganzen Leibe.

„Lesen!“ — befahl der Inspektor.

Das Lesen ging so leidlich. Dem Lehrer wollte es ein bißchen leichter werden.

„Kopfrechnen!“ befahl der Inspektor.

Der Lehrer gab eine Aufgabe. Nach einer Weile gingen die Finger in die Höhe.

„Wieviel? — Du? — Du? — Du?“

„Falsch!“ — rief der Lehrer mit seiner dünnen Stimme nach jeder Antwort.

Er spürte es ganz heiß, daß ihn der Inspektor scharf ansah. Die Aufgabe wurde vorgerechnet. Das Resultat war das der Schüler. Dem Lehrer hämmerte es in den Schläfen. Er gab eine zweite Aufgabe. Die fiel ihm schwer; er verschluckte, verbesserte sich, die Aufgabe war nicht recht klar. Auf den Gesichtern in der obersten Bank erschien ein Lächeln. Der Lehrer wiederholte dieselbe Aufgabe noch einmal. Jetzt war's ihm gelungen.

Es gab verschiedene Antworten. Der Lehrer wurde ganz verwirrt. Er konnte sich nicht entscheiden.

„Wir wollen die Aufgabe vorrechnen,“ stammelte er.

„Wer hat 253?“ fragte der Inspektor.

Die Finger gingen in die Höhe.

„Die haben's recht,“ sagte der Inspektor, dann führte er das Kopfrechnen weiter.

Er machte sich einige Notizen in sein Büchelchen.

Mit dem Lehrer ging Alles herum. Er sah Alles grün. Ueber die Gesichter seiner Schüler ging ein grüner Schein. Und er hörte ein leises Gesüßler und Gekicher neben sich und hinter sich.

Der Schweiß wurde ihm kalt. Seine Zähne klapperten. Er froz.

„Geographie, bitte,“ sagte der Schulinspektor sehr freundlich. Er hatte wohl Mitleid mit dem armen, blaffen, zitternden Lehrer.

Als der Inspektor sprach, ging es ihm wie ein elektrischer Strom durch den Körper. Er rappelte sich auf und fing an zu prüfen. Aber in seinem Kopfe war Alles verwirrt, Alles lag durcheinander. Ein Name jagte den anderen. Und alles waren nur noch Namen. Er fragte und wußte selbst nicht, was. Er fühlte nur so dunkel, daß Alles falsch war. Da hörte er den Schulinspektor mit der Zunge schnalzen. Er fühlte es deutlich, jetzt schüttelte er wohl den Kopf. Aber es mußte, mußte gehen. Er that noch ein paar Fragen und verhaspelte sich immer mehr. Die Schüler lachten hell auf.

Der Inspektor berührte ihn an der Schulter.

„Das ist ja gräßlich, lassen Sie es, bitte.“

„Herr Inspektor — ich — — —“

„Sie sind wohl unwohl — ich sehe es ihnen an — — oder — —?“

„Ach Gott,“ seufzte der Lehrer.

Dann besprach sich der Inspektor mit dem Ortschulvorstand. Sie betrachteten die Hefte. Der Lehrer merkte deutlich, der Pfarrer trat für ihn ein. Der Schulinspektor widersprach. Er erhitzte sich nun sogar.

Dem Lehrer wurde nun Alles gleichgültig.

„Nun denn,“ hörte er den Inspektor sagen, „wollen wir es beschließen. Unter solchen Umständen — — also“ — wandte er sich an den Lehrer — „Schluß für heute — ich sehe bald wieder nach — unbegreiflich... Ihr könnt gehen, Ihr Kinder.“

Und nach und nach leerte sich das Schulzimmer. Der Schulinспекtor sagte dem Lehrer noch etwas, aber das hörte er garnicht. Er war ganz abwesend. Ihm war, als sei er geköpft worden, oder doch wenigstens, als sei ihm mit einem schweren Hammer auf den Kopf geschlagen worden, gerade vorn oben hin, wo die Stirne anfängt. Dem da spürte er noch den Druck.

Er stand allein in seinem Schulzimmer. Noch eine kurze Weile nur, und er ging auch.

Wohin er gehen wollte, wußte er selbst nicht. Er ging nur. Zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter und dann die Straße weiter. Er schritt dem Walde zu. Als ob der Weg ganz eben wäre, so leicht schritt er die Höhe hinauf. Ziellos ging er weiter. Und endlich stand er vor der großen Eiche.

Ein scharfer Wind ging da. Er nahm seinen Hut ab. Die Kälte that ihm wohl.

Und er ging weiter. Allmählig verlor sich der Schmerz in seinem Kopfe, und er fühlte sich kräftiger.

Auch die Erinnerung seines heutigen Erlebnisses begann sich zu verwischen. Bald war es ihm, als habe er einen Kater. Nur noch ein schwaches Brummen im Kopfe. Und nun dachte er an seine Frau und seine Kinder.

Er trat den Heimweg an.

Er kam gerade recht zum Nachteffen. Die Greta wußte schon Alles; aber sie sagte nichts. Der Pfarrer hatte es ihr ausdrücklich verboten — ihr Mann sei überarbeitet, hatte er gesagt. Obgleich sie zuerst darüber ungläubig gelacht hatte, denn von Ueberarbeiten begriff sie nichts, folgte sie doch dem Rathe des Pfarrers und schwieg.

Die Schullehrersleute legten sich früh in's Bett. Sie hatten ja immer schlechte Nächte mit dem Jüngsten. Das ließ garnicht ruhen. Frau Greta, um ihren Mann nicht zum Regen überreden zu müssen, legte sich zuerst. Ihr Mann that ihr alsbald nach. Er sah noch im Hemd auf der Bettkante und zog seinen Strumpf aus, als das Jüngste schon anfang zu schreien.

„Ach Gott!“ — höhnte die Greta.  
„Wsch — wsch — wsch“ — sang der Schullehrer.

Aber das Jüngste schrie immer ärger.  
Nun sang die Greta:

Feierche, Feierche breunt —  
Mein Kind des friert an de Händ,  
Mein Kind des friert an lufe Fuß,  
Das des Feierche breunt aus.

Gesänge und Singen dauerten eine Weile. Endlich hörte der Gesang auf.

„Ach Gott, was en Last, was en Last!“ — seufzte die Mutter. Der Vater machte nur „hm, hm.“ „Tag und Nacht kein Ruh“, fuhr die Mutter fort. „Und das viele Geld, was es kost! Ach Gott, ach Gott!“

Nun kam wieder eine unheimliche Erregung über den Schullehrer. Tausenderlei schwirte ihm durch den Kopf. Unglück — Krankheit — Brotlosigkeit — Noth — Elend — ohne Stelle — —! Wo das nur All' auf einmal herkam! Er dachte nun sogar an's Sterben . . .

„So en Last wie mir, so en Last wie mir,“ fing die Greta wieder an. „Des saure Leive is denn heim Herrgott gar kein Erbarmen!“

Das kam mitten in des Schullehrers Gedanken vom Sterben hinein.

Nach, ohne daß er's eigentlich merkte, stieg ein schlimmer Wunsch in ihm auf und schlüpfte über seine Lippen: „Ja, wenn er es zu sich nähme, der liebe Gott —“ Er erschrak heftig, und nun war's ihm, als ob er erwache —

Er lag nun im Bette. In einem fort hörte er wie drohend den argen Wunsch. Das ließ ihn keine Ruhe.

Das Jüngste war nun still. Die Mutter schlief. Aber der Vater konnte den Schlaf nicht finden. Immer und immer wieder der arge Wunsch. Er stand auf und sah nach seinem Kinde. Es schlief ruhig. Aber ihm war doch so sonderbar. Es schien ihm, als sei's noch blässer als sonst, als gehe sein Athem schneller. Er sah genauer und horchte. — Nein, doch nicht — beruhigte er sich. Er legte sich nieder. Das Wort „Erfüllung“ ging ihm durch den Sinn. Eine unheimliche Angst faßte ihn. Er weckte seine Frau.

„Greta, sieh mal nach dem Kind!“  
„Loß mich schlofe,“ — knurrte die. „Wann mer emol ruhe kennst —“ Sie schlief schon weiter.

Der Schullehrer stand wieder auf und sah nach seinem Kinde. Alles wie vorhin. Er legte sich wieder. Jetzt zitterte er am ganzen Körper. Schweiß trat auf seine Stirne. Eine Last legte sich auf seine Brust. Das nahm ihm fast den Athem. Nun wurde es ihm zum Erschrecken heiß. „Erfüllung“ — das gespenstliche Wort wieder und wieder.

Er sah eine Gestalt auf sich zukommen, halb Habicht, halb Mensch. Die Hände waren mächtige Fänge, die Augen glühten, in dem krummen Schnabel hatten spitze, blutig Zähne. Dieses Unthier wirkte alles Leben. Und ein junges, liebes, blaßes Kind spielte da am Wege. Sein Kind. Und der Habicht-mensch griff schon nach ihm . . .

Eine stöhnende Angst . . . Und das Kind hob das Auge, sah seinen Vater an, so gehorsam-borwurschvoll, so traurig . . . Welch ein Schmerz! — Und er lief davon, weit fort, über Steine, über Felsen — immer den Berg hinauf . . . Aber es heftete sich Etwas an seine Fersen. Er trat nach hinten . . . Er hörte das Weinen seines Kindes, als habe es den Tritt bekommen . . . Aber es hielt ihn fest, fest wie mit einem scharfen Haken . . . Und es lief an ihm hinauf . . . Das Leben war's, das junge Leben, das nicht vergehen wollte . . .

„Du Mörder, Du Egoist!“ schrie's ihm gellend in's Ohr.

Nun faß es ihn fest im Genick — und es drückte seine Nägel in seinen Hals . . . Es überließ ihn starr, kalt . . .

„Gleiches Recht — Recht zu leben wie Du — oder Kampf!“ — schrie's.

Er konnte nur noch stöhnen.

„Kampf! — Kampf!“ jubelte es.

Da drückte es ihn nieder, nieder auf einen Felsen-grat über einem dunklen Abgrund. — Er schlug sich die Schläfe auf — da fühlte er einen schnellen scharfen Schnitt, noch einen blutigen Miß im Gehirne — — — alles war auseinander . . .

„Leben, Leben!“ — schrie's über ihm — „Triumph!“ . . . Da brach er in sich zusammen zu einem morschen Klumpen . . .

„Johann! — Johann!“ — rief die Greta. Aber er rührte sich nicht.

Sie schüttelte ihn. Da lachte er etwas und sang: „Wsch — wsch — wsch — — wsch“ — und zog's immer länger.

Die Greta sah ihn in die Augen. Die waren erloschen, beinahe wie bei einem Todten.

Sie griff sich in die Haare. —

Draußen rappelte eine Chaise. Der Kreisarzt fuhr am Hause vorbei. Er war in's Dorf gekommen, um die Snpfung vorzunehmen. Die Greta rief ihn herein.

Er betrachtete den Schullehrer, — fragte ihn dies und das, — konnte aber nichts aus ihm herausbringen.

Dann murmelte er etwas vor sich hin — Nerven Schlag! — Gehirnerweichung? — so etwas murmelte er . . .

Bis Mittag riefen sich die Kinder, die froh waren, daß sie keine Schule hatten, auf der Straße zu: „Unser Schullähre is nährriecht worn . . . ja — er is nährriecht worn . . .“

## Feuilleton.

**Das Brot.** Eine Arbeiterfrau, die ihren Kindern das Brot schneidet. Eine Arbeiterin. Das hässliche Gesicht sagt es, die vorstehenden Backenränder, die harten Arme. Das Brot muß nicht mehr ganz frisch sein: der Kopf ist etwas nach rechts geneigt, der rechte Ellenbogen nach rechts gedrückt, häufig drücken die Nadeln der Hand das Mehl. Und in dem Hausschall dieser Frau ist das Brot etwas steifbar. Ihre Augen heften an den Brotloch, den sie gegen die Brust heftet, um besser schneiden zu können, sie wachen, und das Mehl zerfällt: die Schmitze ist so groß sein, daß sie den Hunger küßt, aber verjüngend darf nichts werden. Von den Kindern ist das Mehl ganz Begehrte. Auf den Fingern hat es sich erhoben und pünktlich managt es die Mutter. Ein recht großes Stück, Nudeln, ja? Ja, hat's so großen Hunger! . . . Der kleine Junge will es seiner Schwester nachschauen. Wie seine kleinen Hände zeigen, kommt er schon so nicht zu kurz. Aber dazugehen ist vorgelesen! Und so will auch er seine Mutter managen und hülfend löst er die Finger. Das Unschöne-Lammche des kleinen bringt einen leisen hauchartigen Zug in die Gruppe. Ihr Vater in Seide, was weißt Ihr von der Seligkeit einer Mutter, die ihren Kindern das Brot schneidet, das sie selbst erwachen mit ihrer Arbeit?

Die Arbeitergruppe, den der wir heute ein Abbild bringen, ist das Werk eines Franzosen. Im Salon von 1886 war sie zum ersten Mal ausgeführt.

Seine und die preussische Zensur. In seinem Buch „Das junge Deutschland und die preussische Zensur“

(Berlin, Gebrüder Pötel.) schildert Ludwig Geiger nach ungedruckten archivalischen Quellen Heinrich Heine's erstes Rencontre mit der preussischen Zensurbehörde: das erste Zeichen der Aufmerksamkeit, das nach den mir vorliegenden Akten die preussische Zensur Heine schenkte, besteht in einem vom 14. Januar 1831 datirten Briefe G. v. Kaumer's an die Minister des Innern, des Kultus und des Auswärtigen, die alle drei zusammen in Zensursachen zu bestimmen hatten. In diesem Schreiben machte Kaumer keine Obes's auf Heine's Buch „Nachträge zu den Reisebüchern“ (Hamburg 1831) aufmerksam, das er von Keamber, dem bekannten Theologen und Kirchenhistoriker, seinem Kollegen im Oberzensurkollegium, der sich durch eine Stelle in dem Buche getroffen fühlte, bekommen habe. Er denunzierte es als „Alles übersteigend, was mir von gottelästlichen Frevel je vorgekommen“, und bemerkte, es sei unnütz, daß solche Bücher in Hamburg gedruckt würden. Man müsse auf Mittel sinnen, diesem Unwesen entgegenzutreten. Am folgenden Tage kam er nochmals darauf zurück und einschubigte seinen Schritt, daß er dem Oberzensurkollegium vorgegriffen“ habe damit, daß er sofort auf dieses „Schonmal von Schrift“ habe hingewiesen müssen. „Der auf den ersten Blick sich kundgebende arge Geist d's Buches rieth mir an, meine Denunziation zu beschleunigen.“

Unter den Ministern war einer, der diesen Uebereifer Kaumer's tadelte und ein Obis't zu erlassen wünschte, um ein derartiges Vordringen eines einzigen Mitgliedes, und sei es auch des präsidirenden, für die Zukunft dadurch

unmöglich zu machen, daß alle Schreiben des Zensurkollegiums mindestens von drei Mitgliedern unterzeichnet werden sollten. Aber die in dem Schreiben Kaumer's ausgesprochene loyale Gesinnung hinderte die Kollegen des Ministers, die dem Vorschlage beizutreten. Infolgedessen wurde das Oberzensurkollegium aufgefordert, sein Gutachten zu erlassen. Dieses lautete folgendermaßen:

„Das Buch ist nach unserer Ansicht eines der verderblichsten Produkte, welche in der jüngsten Zeit durch die Denckpresse in das Publikum gebracht worden sind. Zum Beweise, daß sie das Heiligste herabwürdigt und empörende Blasphemien enthält, durch schlüpfrige Darstellungen die guten Sitten beleidigt und neben gefährlichsten Insulten gegen Staatsinstitutionen und Staatsverwaltung sich eine schmähende Bezeichnung Friedrichs des Großen erlaubt, darüber bitten wir, auf die Stellen . . . (hier führt Geiger die betreffenden Seitenzahlen an) Bezug nehmen zu dürfen.“

Das Kollegium meinte, daß die Schrift als über zwanzig Bogen stark der Hamburger Zensur garnicht vorgelegen habe, fürchte ferner, daß, da das Buch bereits sehr bekannt sei, ein Verbot ihm nur noch mehr Verbreitung geben würde, erklärte es aber trotzdem für nöthig, daß die Regierung „ihren Abscheu auf offenkundige Weise ausdrücke“ und beantragte ein Verbot der Schrift und Verschlagnahme der aufgefundenen Exemplare.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**



# Die Neue Welt

Nr. 2

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

## Am Wege sterben.

Roman von J. J. David.

(Fortsetzung.)

So kam Stara nach einer langen Pause zu seinem ersten rechtshaffenen Erwerb. Er verhielt sich, gewizigt durch seine Erfahrung bei seiner Wittwe, klug, sogar sehr klug, und auch dann, nachdem die Frau das Zeitliche gesegnet, und eine weiland Geliebte in aller Form als Herrin angesehen worden war. Er ließ das Vergangene begraben sein, und sie dankte es ihm in mancher Art. Was man von ihm forderte, das leistete er reichlich; besonders Klavier, auf das der Alte als ein wesentliches Mittel zum Weiterkommen großes Gewicht legte, lernten seine Schüler gründlich bei ihm. Der Hausherr selber aber ertheilte dem jungen Lehrer manchen weisen Rath für seine künftige Laufbahn. „Nur langsam, Herr Stara! Und sitzen bleiben, wo man sitzt. Denn, wissen Sie, Landsmann — wenn man nur sein Brot hat! Wie das Brot wird, das ist dem seine Sache, der es hat. Zum Beispiel ich. Meinen Sie, Landsmann, man kommt' von dem hüßel Gehalt leben, wie man lebt?“

Der Ruf von dem musikalischen Wunder, das dem Portier unterrichtete, erfüllte bald das ganze Haus. Er flog beschwingt zunächst in's vierte Stockwerk zu den kleinen Beamten, ließ sich dann nieder in den prunkvollen Bureau der Hofräthe und kam selbst Herrn v. Mallouan, dem Studentenfreund, zu Ohren. An dem Tage, an welchem Herr Stara gefragt wurde, ob er in diesem Hause thätig sein wollte, stockte sein Herzschlag. Nun also — er war wieder im Steigen! Und sein Gömmer neigte sich zu ihm: „Klug sein, mein Söhnchen, klug sein und langsam sein; man läuft nicht bergauf!“

Dieser ganz glückliche Umschwung in seinen Verhältnissen aber war fast mit dem Tage eingetreten, da er von seinem ersten Stundenlohn das Zimmer bei der Wittwe Beil gemiethet. Darum kammerte er sich an die Wohnung, an die ihn nebenbei noch ein dunkler Grund festhielt. Dunkel in dem Sinne, wie in uns Manches ist, was uns treibt und beunruhigt, ohne daß wir sagen könnten, in welcher Richtung oder gar welchem Ende zu.

3.

Nach war es in vieler Hinsicht ein angenehmes Wohnen bei Frau Beil. Sie hielt auf Sauberkeit, sah nichts, was man nicht sehen sollte, und war nicht aufdringlich bei aller Aufmerksamkeit. Ja, sie war den jungen Herren gegenüber bei aller persönlichen Strenge sogar duldsam.

Im Hause, darin sie nun so lange schon wohnte, mochte man sie ganz gut leiden. Ein Jeder kamte sie und vertrug sich gerne und duldsam mit ihr. Sie nannte sich Wittwe. Das wußte die Hauswirthin besser. Des Mannes, mit dem sie zuletzt

hier gehaust, Weib war sie nicht gewesen, so wenig als die kleine Neß sein Kind war. Sie hatte das Laute, Neßche, das man an den Wienerinnen so gerne lobt. Nur war sie spitz von Gestalt und spitz von Wesen. Sie plagte sich sehr. Ihre ganze Habe umfaßte die eine ängstlich gut gehaltene Stube mit vortrefflichem Bett — ihr Mann, oder der dafür gegolten, war Tapezierer gewesen. Die vermietete sie und das deckte den Zins. Um jedes Stück der Einrichtung litt sie ewige Mangeln. Denn nachschaffen, wenn etwas zu Grunde ging, hätte man nichts mehr können. Ihre Sachen aber verkaufen und sich selber wo eine Stube mieten? Das gab's nicht. Das wäre der Verzicht auf den letzten Rest ihrer sozialen Position als „eigene Frau“ gewesen. Sie selber hatte in der Küche einen grünen, groben, baumwollenen Vorhang aufgemacht. Dahinter stand das Bett, war ihr eigenes Gebiet. Denn sie hielt auf Ordnung und Schicklichkeit und war eine ganz annehmbare Person gewesen, eh' sie Sorgen und Entbehrung ausgebroht hatten. Wie ein Stück Backobst zusammengeschrumpft vor der Gluth. Das kleine eiserne Deschen aber wurde nur geheizt, wenn es schon sehr grimmig kalt war, und gekocht wurde niemals. Das trägt's nämlich nicht, so unablässig sie sich abmarterte. Da galt's die grobe Arbeit versehen, für welche die kleine Neß noch zu schwach war; alsdann setzte sie sich, einigermassen hergerichtet, denn sie hielt immer noch was auf sich und konnte niemals eine gewisse Gefallsucht verleugnen, zu ihrer eigentlichen Arbeit. Den ganzen Tag bis in die erste Nacht — bei Licht lohnte sich's nämlich nicht mehr — saß sie über ihrem mächtigen Rahmen und zog Faden um Faden. Sie nähte Handschuhe aus. Das ist leicht erlernbar, also mühselig und schlecht bezahlt. Und wenn ihr etwas mißrieth, so fraß der Schaden den Verdienst eines ganzen Tages. Dann brach ihre ganze Leidenschaftlichkeit durch. Dann jammerte, kreischte, schlug sie sich und verwünschte Ingrimmig und in den schlimmsten Worten ihr ganzes Leben. In solchen Augenblicken, mit dem zerrauten schwarzen Haar und den eingefallenen, glühenden Wangen, glich sie völlig einer Geistesgestörten. Als bald bezwang sie sich wieder. Denn sie mußte den Zeitverlust einbringen, und so saß sie denn wieder mit verzogenem Gesicht, schlang ihre Fäden, schludte die aufsteigenden Thränen, damit ja kein Tropfen auf das sehr heikle Leder falle, und verfluchte dabei sich, Gott und die Welt weiter und maß die kleine Neß mit den giftigsten Blicken. Oftmals hatte sie in der Brust die schlimmsten Schmerzen und war so schwach, denn man aß in einer müßigen Stunde, was dann um die wenigsten Kreuzer im nahen Gasthause des Herrn Clemens Deym zu haben

war. Die kleine Neß wurde darum geschickt, denn sie bekam in der Küche mehr, weil sich Herr Deym als vorsichtiger Mann mit hüßchen und armen Mädchen gerne verhielt. Dies that er ganz ohne persönlichen Hintergedanken.

Sehr nahrhaft war das freilich nicht, was er hergab. Und das ewige Stubenhocken dazu! Es gab Tage, an denen die Frau aussah, als habe sie keinen Tropfen lebendiges Blut in sich. Denn dieses Geschäft ist im Grunde ein Saisongeschäft und kennt also seine sehr ausgiebigen Stockungen. Dann galt's Hungern, wenn nicht zufällig beim Nachbarn, bei Herrn Wenzel Wondra, bessere Zeiten waren, so daß er über einige Tage ausbelfen konnte. Ein andermal, wenn etwas mehr verdient wurde und sich ihr natürlicher Frohsinn regte, so sah sie ganz hüßch aus. Denn sie wußte sich mit Geschmack zu kleiden und hielt sich gut.

Eines nur verargte man ihr allgemein und selbst bei ihren nächsten Freunden. Dies war ihr Benehmen gegen ihr einzig Kind, die kleine Neß.

Man ist in diesen Kreisen allerdings gewöhnt, jede Ungunst des Geschicks die Kinder mitfühlen, wo nicht gar entgelten zu lassen. Es ist das eine Aeußerung jener gelassenen Nothheit, welche nicht einzusehen vermag, warum einem Anderen denn etwas von Dem erspart bleiben solle, was man selber ausfreissen muß. Aber man hält'sch sie, man überschüttet sie an guten Tagen dafür auch mit Härlichkeiten. Das nun gab's bei Luísa Beil nicht. Die Stunden mochten wechseln wie sie wollten, für die kleine Neß gingen sie immer schlimmer. „Ich weiß warum. Macht's was Ihr wollt. Ich verzieh' die Meinige einmal in Ewigkeit nicht.“

Und dennoch mühte sich das Kind fast über seine Kräfte. Verängstigt, schrak es zusammen, wenn es nur die Stimme der Mutter hörte, die niemals so schrillte, als im Ruße: „Neß!“ Der Kleinen allein war die Bedienung des Zimmerherrn überlassen. So sah sie in jungen Jahren Vieles, was ihr besser verborgen geblieben wäre. Was einer Anderen Reinheit vielleicht untergraben hätte, das erhöhte die ihre. Ein tiefer Ekel vor allem Gemeinen erwuchs in ihr und mit ihr. Sie fand keinen Geschmack an Dem, was von einer Studententhätigkeit man einmal unzertrennlich erscheint, so oft ihr die Mutter auch eindringlich genug verwies, sie hätte kein Recht, gar so heikel zu sein. Nur grüblerisch und immerlich wehrlos wurde sie so.

Dabei war sie gar hüßch und anmuthig, zierlich und feingliederig und behend, mit einem hüßchen Apfelgesichtchen, das langsam schmaler zu werden begann, mit nuarteren und vergnüglichen Augen, die besonders dann recht schelmisch glänzten, wenn sie

Und nach und nach leerte sich das Schulzimmer. Der Schulinspektor sagte dem Lehrer noch etwas, aber das hörte er garnicht. Er war ganz abwesend. Ihm war, als sei er geköpft worden, oder doch wenigstens, als sei ihm mit einem schweren Hammer auf den Kopf geschlagen worden, gerade vorn oben hin, wo die Stirne anfängt. Denn da spürte er noch den Druck.

Er stand allein in seinem Schulzimmer. Noch eine kurze Weile nur, und er ging auch.

Wohin er gehen wollte, wußte er selbst nicht. Er ging nur. Zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter und dann die Straße weiter. Er schritt dem Walde zu. Als ob der Weg ganz eben wäre, so leicht schritt er die Höhe hinauf. Zielloß ging er weiter. Und endlich stand er vor der großen Eiche.

Ein scharfer Wind ging da. Er nahm seinen Hut ab. Die Kluftung that ihm wohl.

Und er ging weiter. Allmählig verlor sich der Schmerz in seinem Kopfe, und er fühlte sich kräftiger.

Auch die Erinnerung seines heutigen Erlebnisses begann sich zu verwischen. Bald war es ihm, als habe er einen Stater. Nur noch ein schwaches Brummen im Kopfe. Und nun dachte er an seine Frau und seine Kinder.

Er trat den Heimweg an.

Er kam gerade recht zum Nachhessen. Die Grette wußte schon Alles; aber sie sagte nichts. Der Pfarrer hatte es ihr ausdrücklich verboten — ihr Mann sei überarbeitet, hatte er gesagt. Obgleich sie zuerst darüber ungläubig gelacht hatte, denn von Lieberarbeiten begriff sie nichts, folgte sie doch dem Rathe des Pfarrers und schwieg.

Die Schullehrerleute legten sich früh in's Bett. Sie hatten ja immer schlechte Nächte mit dem Jüngsten. Das ließ garnicht ruhen. Frau Grette, um ihren Mann nicht zum Regen überreden zu müssen, legte sich zuerst. Ihr Mann that ihr alsbald nach. Er saß noch im Hemd auf der Bettkante und zog seinen Strumpf aus, als das Jüngste schon anfang zu schreien.

„Ach Gott!“ — rief die Grette.  
„Wsch — wsch — wsch“ — sang der Schullehrer.

Aber das Jüngste schrie immer ärger.  
Nun sang die Grette:

„Heiße, heiße brennt —  
Mein Kind des friert an de Hand,  
Mein Kind des friert an linte Fuß,  
Dah des Heiße brenne muß.“

„Schrei und Singen dauerten eine Weile. Endlich hörte der Gesang auf.“

„Ach Gott, was en Last, was en Last!“ — seufzte die Mutter. Der Vater machte nur „hm, hm.“  
„Tag und Nacht kein Ruh“, fuhr die Mutter fort. „Und das viele Geld, was es kost! Ach Gott, ach Gott!“

Nun kam wieder eine unheimliche Erregung über den Schullehrer. Tausenderlei schwirrte ihm durch den Kopf. Unglück — Krankheit — Brodlosigkeit — Noth — Elend — ohne Stelle — —! Wo das nur III' auf einmal herkam! Er dachte nun sogar an's Sterben . . .

„So en Last wie mir, so en Last wie mir,“ fing die Grette wieder an. „Des saure-Lewe is denn beim Herrgott gar kein Erbarmen!“

Das kam mitten in des Schullehrers Gedanken vom Sterben hinein.

Rasch, ohne daß er's eigentlich merkte, stieg ein schlummer Wunsch in ihm auf und schlüpfte über seine Lippen: „Ja, wenn er es zu sich nähme, der liebe Gott —.“ Er erschrad heftig, und nun war's ihm, als ob er erwache — —

Er lag nun in Bette. In einem fort hörte er wie drohend den argen Wunsch. Das ließ ihm keine Ruhe.

Das Jüngste war nun still. Die Mutter schlief. Aber der Vater konnte den Schlaf nicht finden. Immer und immer wieder der arge Wunsch. Er stand auf und sah nach seinem Kinde. Es schlief ruhig. Aber ihm war doch so sonderbar. Es schien ihm, als sei's noch blässer als sonst, als gebe kein Athem schneller. Er sah genauer und horchte. — Nein, doch nicht — beruhigte er sich. Er legte sich nieder. Das Wort „Erfüllung“ ging ihm durch den Sinn. Eine unheimliche Angst faßte ihn. Er weckte seine Frau.

„Grette, sieh mal nach dem Kinde!“  
„Loß mich schlöfe,“ — knurrte die. „Wann mer emol ruhe kenn!“ Sie schlief schon weiter.

Der Schullehrer stand wieder auf und sah nach seinem Kinde. Alles wie vorhin. Er legte sich wieder.

Jetzt zitterte er am ganzen Körper. Schweiß trat auf seine Stirne. Eine Last legte sich auf seine Brust. Das nahm ihm fast den Athem. Nun wurde es ihm zum Ersticken heiß. „Erfüllung“ — das gespenstische Wort wieder und wieder.

Er sah eine Gestalt auf sich zukommen, halb Habicht, halb Mensch. Die Hände waren mächtige Fänge, die Augen glühten, in dem krummen Schnabel saßen spitze, blutig Zähne. Dieses Unthier würgte alles Leben. Und ein junges, liebes, blaßes Kind spielte da am Bege. Sein Kind. Und der Habicht-mensch griff schon nach ihm . . .

Eine stöhnende Angst . . . Und das Kind hob das Auge, sah seinen Vater an, so gehorsam-vorwurfsvoll, so traurig . . . Welch ein Schmerz! — Und er lief davon, weit fort, über Steine, über Felsen — immer den Berg hinauf . . . Aber es heftete sich Etwas an seine Fersen. Er trat nach hinten. Er hörte das Weinen seines Kindes, als habe es den Tritt bekommen . . . Aber es hielt ihn fest, fest wie mit einem scharfen Haken . . . Und es lief an ihm hinauf . . . Das Leben war's, das junge Leben, das nicht vergehen wollte . . .

„Du Mörder, Du Egoist!“ schrie's ihm gellend in's Ohr.

Nun saß es ihm fest im Genick — und es drückte seine Kugel in seinen Hals . . . Es überließ ihn starr, kalt . . .

„Gleiches Recht — Recht zu leben wie Du — oder Kampf!“ — schrie's.

Er konnte nur noch stöhnen.

„Kampf! — Kampf!“ — jubelte es.

Da drückte es ihn nieder, nieder auf einen Felsen-grat über einem dunklen Abgrund. — Er schlug sich die Schläfe auf — da fühlte er einen schnellen scharfen Schnitt, noch einen blutigen Miß im Gehirn — — — alles war auseinander . . .

„Leben, Leben!“ — schrie's über ihm — „Triumph!“ . . . Da brach er in sich zusammen zu einem morschen Klumpen . . .

„Johann! — Johann!“ — rief die Grette. Aber er rührte sich nicht.

Sie schüttelte ihn. Da lachte er etwas und sang: „Wsch — wsch — wsch — wsch“ — und zog's immer länger.

Die Grette sah ihm in die Augen. Die waren erloschen, beinahe wie bei einem Todten.

Sie griff sich in die Haare. — — —

Draußen rappelte eine Kutsche. Der Kreisarzt fuhr am Hause vorbei. Er war in's Dorf gekommen, um die Fingering vorzunehmen. Die Grette rief ihn herein.

Er betrachtete den Schullehrer. — fragte ihn dies und das. — konnte aber nichts aus ihm herausbringen.

Dann murmelte er etwas vor sich hin — Nerven Schlag! — Gehirnverwundung? — so etwas murmelte er . . .

Bis Mittag riefen sich die Kinder, die froh waren, daß sie keine Schule hatten, auf der Straße zu: „Unser Schullähre is nährriecht worn . . . ja — er is nährriecht worn . . .“

## Feuilleton.

Das Brot. Eine Arbeiterfrau, die ihren Kindern das Brot schneidet. Eine Arbeit in. Das hässliche Gesicht sagt es, die vorstehenden Vorderzähne, die starken Arme. Das Brot muß nicht mehr ganz frisch sein: der Stoff ist etwas nach rechts geneigt, der rechte Glanbogen nach rechtswärts gebogen, häufig bröckeln die Krümel der Hand des Meßers. Und in dem Haushalt dieser Frau ist das Brot etwas kostbar. Ihre Augen heften an den Brodloib, den sie gegen die Brust premen, um besser schneiden zu können, sie messen, was das Meßer zerhackt: die Schnittel soll so groß sein, daß sie den Hunger stillt, aber verhältnißmäßig wenig werden. Von den Kindern ist das Meßmesser ganz heilig. Auf den Jochenjahren hat es sich erhalten und prächtig umgarnet es die Mutter. „Ein recht großes Stück, Kuchlein, ja? Ich hab' so großen Hunger!“ . . . Der kleine Junge will es seiner Schwester nachsehen. Wie seine beiden Brüder zu ihm, kommt er schon so nicht zu fary. Aber hergehoben ist hergehoben! Und so will auch er seine Mutter nachsehen und bittend hebt er die Augen. Das unbescholtenen Lächeln des Meßers bringt einen leichten herabwärtigen Zug in die Gruppe.

Die Arbeiterin in Sorge, was sagt ihr von der Seligkeit einer Mutter, die ihren Kindern das Brot schneidet, das sie selbst erschaffen mit ihrer Arbeit?

Die Arbeiterin, was her wir heute ein Abbild bringen, ist das Werk eines Fremden. Im Salon von 1886 war sie zum ersten Mal ausgeführt.

Heute und die preussische Zensur. In seinem Buch „Das junge Deutschland und die preussische Zensur“

(Berlin, Gedruckt bei) schildert Ludwig Geiger noch ungedruckten archaischen Quellen Heinrich Heine's erstes Rencontre mit der preussischen Zensurbehörde: das erste Zeichen der Aufmerksamkeit, das nach dem mit vorliegenden Akten die preussische Zensur Heine schenkte, besteht in einem vom 14. Januar 1831 datirten Briefe G. v. Kammer's an die Minister des Innern, des Kultus und des Auswärtigen, die alle drei zusammen in Zensursachen zu bestimmen hatten. In diesem Schreiben machte Kammer seine Heine's auf Heine's Buch „Nachträge zu den Meißelbüchern“ (Hamburg 1831) aufmerksam, das er von Keander, dem bekannten Theologen und Kirchenhistoriker, seinem Kollegen im Oberzensurkollegium, der sich durch eine Stelle in dem Buche getroffen fühlte, bekommen habe. Er demargulirte es als „Alles überhörend, was mir von gotteloser Frevel je vorgekommen“, und bemerkte, es sei traurig, daß solche Bücher in Hamburg gedruckt würden. Man müsse auf Mittel sinnen, diesem Unwesen entgegenzutreten. Am folgenden Tage kam er nochmals darauf zurück und einschuldigte seinen Schritt, daß er dem Oberzensurkollegium vorgegriffen“ habe damit, daß er sofort auf dieses „Schandal von Schriß“ habe hingewiesen müssen. „Der auf den ersten Blick sich kundgebende arge Geist des Buches rief mir an, meine Demargulation zu beschleunigen.“

Über den Ministern war einer, der diesen Hebereifer Kammer's rüdelte und ein Edikt zu erlassen wünschte, um ein derartiges Fortdrängen eines einzigen Mitgliedes, und sei es auch des präsidirenden, für die Zukunft dadurch

unmöglich zu machen, daß alle Schreiben des Zensurkollegiums mindestens von drei Mitgliedern unterzeichnet werden sollten. Aber die in dem Schreiben Kammer's ausgesprochenen loyalen Bemerkungen hinderte die Kollegen des Ministers, die dem Vorschlage beizutreten. Infolgedessen wurde das Oberzensurkollegium aufgefordert, sein Gutachten zu erstatten. Dieses lautete folgendermaßen:

„Das Buch ist nach unserer Ansicht eines der verderblichsten Produkte, welche in der jüngsten Zeit durch die Druckpresse in das Publikum gebracht worden sind. Zum Beweise, daß sie das Heiligste herabwürdigt und empörende Blasphemien enthält, durch schlüpfrige Darstellungen die guten Sitten beleidigt und neben gefährlichsten Invektiven gegen Staatsinstitutionen und Staatsverwaltung sich eine schmähende Bezeichnung Friedrichs des Großen erlaubt, darüber bitten wir, auf die Stellen . . . (hier führt Geiger die betreffenden Seitenzahlen an) . . . Bezug nehmen zu dürfen.“

Das Kollegium meinte, daß die Schrift als über zwanzig Bogen stark der Hamburger Zensur garnicht vorgelegen habe, fürchte ferner, daß, da das Buch bereits sehr bekannt sei, ein Verbot ihm nur noch mehr Verbreitung geben würde; erklärte es aber trotzdem für nöthig, daß die Regierung „ihren Abscheu auf offenkundige Weise ausdrücke“ und beauftragte ein Verbot der Schrift und Beschlagnahme der aufgefundenen Exemplare. —

**Nachdruck des Inhalts verboten!**